



66

MÄRZ/APRIL 1963

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ



Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungslos das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser
Harfenton.
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen !

Foto: Oskar van Alphen

Georg Lührs	30	Freiheit bedeutet immer Freiheit für den Andersdenkenden
Wilhelm Schäfer	32	Der Jedermann
*	33	Weltraumfahrt 1957 bis 1962
H. Rafoth	35	Betriebsratswahl
*	35	Was ist Gewinn?
*	36	Von der Demokratie
*	38	Amerika, hier hast du es nicht besser
*	38	Ruhrfestspiele 1963
*	39	Tonio
Wächter	40	Parkplatzsorgen
Joh. Medebach	40	Arbeitsmoral und Warentest
*	41	Zweimal elektrische Kaffeemühlen
K. S. von Galéra	44	Die Wandlungen des Schlosses zu Garath
Sofi-Irene Kleine	46	Kurzweil in Benraths Schloßanlagen
Ephraim Kishon	48	Ein Vater wird geboren
Felix Voss	50	Tagebuch eines Kidnappers

Die WERKMITEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH. Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Karl Mohri (Hauptabteilung Sozialwesen) · Erscheinungsweise: sechswöchentlich · Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal · Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

Wenn man in einer Demokratie seine Stimme für politische Entscheidung abgeben will, ist es notwendig, die Ursachen der gegenwärtigen geistigen Auseinandersetzung in Europa zu kennen.

Man spricht von Europa-Politik und meint damit im allgemeinen das kleine Europa, das sich aus den sechs Staaten der Europäischen-Wirtschafts-Gemeinschaft, der EWG, zusammensetzt: Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg, Niederlande. Weder dieses kleine Europa noch das größere westliche Europa unter Einschluß von England und Skandinavien, Spanien, Portugal, der Schweiz, Österreich und Griechenland sind, was ihre heutige geistige Haltung und wirtschaftliche Orientierung betrifft, ohne geschichtliche und gesellschaftliche Ursachen. Wir nehmen diese Ursachen meistens nicht so wichtig bis auf eine: die der Spaltung Europas zwischen Ost und West. Diese wollen wir näher untersuchen. Die Ursache des Ost-West-Gegensatzes

Freiheit

**bedeutet
immer**

**Freiheit
für den**

**Anders-
denkenden**

— der von Rußland geführte Ostblock auf der einen Seite und die Staaten Westeuropas mit Amerika gemeinsam auf der anderen Seite — ist weitestgehend gesellschaftspolitischer Natur. Der Osten wie der Westen haben nämlich unterschiedliche Antworten auf ein und dieselbe soziale Frage gegeben. Die soziale Frage resultiert aus dem Emanzipationsstreben, dem Gleichberechtigungs- und Freiheitsstreben des sogenannten „Proletariats“.

Historische Rückblende

Vor 1840 ist der Ausdruck Proletariat nur im Sinne von „Lumpengesindel“ verwandt worden. 1842 wurde er zum ersten Male in der Literatur sachlich gebraucht, und zwar als Bezeichnung für die Lohnarbeiter, die politische Geltung suchten. Dieser Ausdruck wurde später von Karl Marx übernommen. Die Gesellschaftsschicht der Proletarier wurde durch das technische Zeitalter geboren. Die moderne Technik bescherte den Menschen die Spinnmaschine, den me-

chanischen Webstuhl, die Dampfmaschine und den Hochofenbetrieb im Großprozeß. Es setzte eine allgemeine Mechanisierung der vorher durch Menschen-, Tier- und Wasserkraft betriebenen Arbeitsvorgänge ein. Die neuen mechanischen Anlagen mußten von vielen Arbeitern bedient werden, die in unbeschreiblichem Elend lebten.

Sie hatten sich zur Abwendung des Elends teilweise zu Vereinen zusammengeschlossen, soweit nicht schon Bindungen aus den Zünften bestanden.

Wenn wir die Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland genau verfolgen wollen, müssen wir wissen, daß in Preußen vor 150 Jahren noch 80 Prozent der Menschen von der Landwirtschaft lebten. Erst 1834, durch die Gründung des Zollvereins, war hier eine Auswirkung der technischen Erfindungen auf die Gesellschaft und die Lebensbedingungen dieser Gesellschaft möglich. Erst danach konnte man in Preußen — und Deutschland in weiterem Sinne — von einem Arbeiterstand sprechen.

Dann ging die Entwicklung jedoch sehr rasch, und zwar auch deshalb, weil die Bevölkerungsdichte in ungeahnter Weise zunahm. Dies hatte seine Ursache in der Besserung der Erträge in der Landwirtschaft durch Kartoffelanbau und Einführung des chemischen Düngers. Die Bauern hatten für Produktivitätssteigerungen größtes Interesse, da sie 1811 durch den Freiherrn vom Stein von der Erbuntertänigkeit befreit waren. Von seiten des Handwerks ging eine kräftige Belebung aus, weil in diesem Wirtschaftszweig die Zünfte gesprengt worden waren. Die überzählige Bevölkerung drängte in die Fabriken, fand dort nicht den erwarteten Gewinn und erkannte dadurch ihre Außenseiterposition als Arbeiter in der bis dahin verhältnismäßig intakten Gesellschaft.

1839 kam es zum ersten Arbeitsschutzgesetz in Deutschland — Preußen. Der Anlaß dafür war, daß die Militärs die Ursache der Wehruntauglichkeit ihrer Soldaten in der Fabrikarbeit im Kindesalter erkannten. Das neue Gesetz be-

stimmte, daß Kinder nur regelmäßig in Fabriken und Bergwerken beschäftigt werden durften, wenn sie das 9. Lebensjahr überschritten hatten. Die Höchstarbeitszeit der Kinder unter 14 Jahren wurde auf zehn Stunden täglich festgesetzt, Nacht- und Sonntagsarbeit verboten.

1848 kam es zur Bildung eines Arbeitervereins durch Stefan Born. Auch auf christlicher Seite regten sich Bestrebungen, die Arbeiter nicht verelenden zu lassen. So gründete Kolping den katholischen Arbeitergesellenverein, unterstützt von Bischof Ketteler. 1854 wurden Arbeitervereine in Preußen verboten.

Trotz der Verbote ließ sich die Entwicklung in Preußen nicht aufhalten. Auf Betreiben Lassalles wurde 1863 der allgemeine deutsche Arbeiterverein in Leipzig gegründet. Damit war die Grundlage der mehr gewerkschaftlichen Richtung der Arbeiterbewegung gelegt. Eine mehr politisch weltanschaulich orientierte Gründung gegen die gewerkschaftlich denkenden Arbeitervereine zeigte die ersten Keime der späteren inneren Auseinandersetzung der gesamten Emanzipationsbestrebung der Arbeiter: 1868 wurde aus einem Arbeiterverein unter August Bebel die sozialdemokratische Partei, die sich offiziell 1869 in Eisenach konstituierte. Die Lassallisten — Gewerkschaftler — fanden sich jedoch mit den Sozialdemokraten auf dem Gothaer Parteitag zusammen.

In diese Zeit fällt das Bekanntwerden der Schriften von Marx und Engels. Ihre Darlegungen des geschichtlichen und politischen Standortes der Arbeiterschaft führte wegen der herrschenden Machtverhältnisse automatisch zu einem Gegensatz zwischen Arbeiterschaft auf der einen Seite und Staat, Heer und Kirche auf der anderen Seite. Das Bestehen eines solchen Gegensatzes wird heute noch von vielen Arbeitern als ge-

geben betrachtet. In Wirklichkeit hatte er seine Ursache darin, daß die Arbeiterschaft zu der Überzeugung kommen mußte, daß ihre Gleichberechtigung ihnen durch Staat, Heer und Kirche als den Machthabern jener Zeit vorenthalten wurde und sie diese Gegner zur Beseitigung ihrer Not zu bekämpfen hatte.

Das Entstehen des modernen Ost-West-Gegensatzes

In den letzten zwei Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts und in der Zeit nach der Jahrhundertwende bis 1917 entstand dann der eigentliche Grund für das Auseinandergehen der Vorstellungen über die Befreiung der Arbeiter.

Die Gruppe der Arbeitervertreter hinter Marx war der Auffassung, daß in der Wirtschaftsverfassung des Kapitalismus zwangsläufig eine allgemeine Verelendung eintreten werde. Marx selber erwartete daraus eine Auflehnung der Arbeiter gegen die herrschende Klasse, die Bourgeoisie, zu einem bestimmten Zeitpunkt, zu dem der Druck unerträglich wurde. Lenin entwickelte diesen Gedanken dahingehend weiter, unterstützt von Rosa Luxemburg, daß die Arbeiter selbst in ihrer überwiegenden Zahl nicht in der Lage sein würden, ihr Elend zu wenden. Er war davon überzeugt, die Arbeiter würden resignieren und kapitulieren, wenn nicht eine Kaderngruppe über den Weg der Revolution den Arbeitern den Weg in eine glückliche Zukunft weisen würde. Die Gruppe um Marx, Lenin und Rosa Luxemburg wurde in der Folge die kommunistische, später die bolschewistische Gruppe. Sie verkörperte den radikalen weltanschaulich-politischen Kurs der Arbeiterbewegung.

Die andere Gruppe der Arbeiterbewegung kristallisierte sich um Bernstein.

Sie hatte ihre Wurzel in den alten Arbeitervereinen, während die Wurzel des Marxismus mehr in die Frühzeit der sozialdemokratischen Partei reicht. Bernstein und seine Leute waren der Auffassung, daß es zu der Revolution deshalb nie kommen werde, weil die gewerkschaftlichen Arbeitergruppen schrittweise eine existenzielle Besserstellung erkämpfen würden. Bernstein übertrug diese Vorstellungen auf die politische Ebene, indem er an eine Sozialdemokratie dachte, die über demokratisch - parlamentarisch - republikanische Wege eine Besserung des Loses der Arbeiter erreichen sollte. Die Bernsteinsche Richtung fand den am meisten aufbereiteten Boden in Skandinavien und England, wo die weltanschaulich politische Vorstellung des ursprünglichen Kommunismus niemals eine breite Grundlage hatte. In England und Skandinavien war der Weg der Arbeitervereine zu den Gewerkschaften und weiter zur Labour-Party also direkt und organisch. Im Bereiche Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland kam es durch ein Vermischen der marxistischen Weltanschauungsvorstellungen mit den Bernstein'schen Evolutionsvorstellungen zu der besonderen Form der Sozialdemokratie, die teils ihre Verbindung zur Gewerkschaft aufrecht erhielt, anderenteils aber ihre weltanschauliche Herkunft nicht leugnete.

Diese beiden Gruppen bekämpften sich untereinander und waren in der Folge oftmals ärgere Feinde als die Sozialdemokraten oder Kommunisten im Verhältnis zu den sogenannten Kapitalisten. 1917 schuf eine Revolution gänzlich veränderte Fronten. In Rußland entlud sich aufgespeicherter Druck der nicht vollzogenen Renaissance, der vermiedenen bürgerlichen Revolution und der aufkommenden Arbeiterbewegung. Die gewaltige Entladung brachten Lenin und seine bolschewistische Vorstellung von der Revolution der Arbeiter und Bauern

Der Jedermann

Als der Feldmarschall Blücher in Karlsbad zur Kur weilte, um seinen gichtgeschwollenen Füßen etwas Erleichterung zu verschaffen, wurde er am dritten Jahrestag der Schlacht von Belle-Alliance gleich zu zwei Festen geladen, die ihm zu Ehren veranstaltet werden sollten. Das erste Fest, zu dem die Bürger des Städtchens einluden, sollte am Mittag sein, das andere, wo nur der Adel Zutritt hatte, der nicht mit „Krethi und Plethi“ — verächtliche Bezeichnung der nichtadeligen Bürger — an einem Tisch sitzen wollte, am Abend. Das verdroß den alten Marschall aufs höchste. So entstand seine denkwürdige Rede auf dem mittäglichen Fest der Bürger von Karlstadt:

„Ihr habt mich Freude gemacht und mir bannig geehrt, und habt mich mehr Lob aufgelegt, als vor meiner Eitelkeit gut ist! Seitdem er in Helena sitzt, der seine

Stiebel auf unseren Stuhl stellte, als wäre es seiner, braust es mich überall in die Ohren, als hätte ich allens alleine gemacht, und von die andern spricht keiner. Es ist aber so wie bei das Löschen gewesen, wenn eine Feuersbrunst ist, und einer schreit: So muß es gehen mit das Spritzen! Aber bis erst das Wasser von den Bach in der Spritze und von die Spritze über dem brennenden Dach kommt, muß jedermann da sein, die Eimer von einer Hand in die andere zu langen. Und wer mich von Krethi und Plethi spricht, kennt selbichten jedermann nicht. Jedermann ist, wer vor den Eimer dasteht, und wem seine Hände zu schade sind vor diesem Zweck, der ist ein jeder, aber kein Mann. Der Mann tut seine Pflicht ganz von selber, wie ihm das Herz in die Brust klopft, und fragt den dämlichen Kopf nicht. Der Kopf ist

vor die Gedanken; aber das Herz ist vor die Pflicht!

Als mich mein Schimmel bei Ligny auf das zerquetschte Bein lag und die Kürassiers kamen geritten, zweimal vor und zurück an mich vorüber, da hat mir der Graf Nostiz bewacht vor ihre Säbel und der Unteroffizier Schneider hat mir auf seinem Pferd aus dem Getümmel gebracht. Beide sind Jedermanns vor mir gewesen und alle, die danach bei Belle-Alliance durch den Dreck kamen, hatten kein Brot mehr im Sack, nur in die Brust ihre Pflicht. Wenn die Pflicht alle Hände voll hat zu tun, kennt sie keinen Unterschied nicht; aber wenn wir dasitzen wie hier mang die Blumen oder tanzen heut abend, dann fängt der dämliche Kopf mit seine Eitelkeit an, guckt nach die Kleider und hört nach die Namen, ob einer ein „von“ vorn davon hat, und redet daher von Krethi und Plethi!

Ich hab nicht viel in die Bibel gelesen, aber daß Krethi und Plethi dem Judenkönig seine Leibwache hießen, hat mich noch meine Mutter gelernt. Der David mußte sich Söldner aus allerlei Völkern

an die Herrschaft. Lenin führte konsequent seine Idee der Gesellschaftserziehung durch Umweltveränderungen nach Vorstellungen der Partei-Kader durch. Seine Erziehung stieß auf die Freiheiten und Gewohnheiten und Lebensnotwendigkeiten der russischen Menschen. Sie wurden im Interesse der Revolution rücksichtslos gebrochen, so daß selbst Rosa Luxemburg von Lenin abwich mit dem Hinweis, daß der Zweck nicht mit so grausamen Mitteln, wie sie in der bolschewistischen Revolution gang und gäbe waren, geheiligt werden könne. Und „Freiheit“ sei immer Freiheit für den Andersdenkenden!

Die geschichtliche Entwicklung nach 1917 ist uns bekannt. Wir Deutschen bekamen den Ost-West-Gegensatz mit-ten in unser Land hinein und nun verläuft die „Front“ an der Elbe. Die bolschewistische Seite ist hinlänglich beschrieben. Die westliche zu beschreiben ist schwierig. Wir haben es hier wirtschaftlich mit mehr oder weniger sozial gemäßigttem Kapitalismus, kulturell mit dem Christentum, dem naturwissenschaftlichen Humanismus und den unterschiedlichsten Spielarten dieser Formen einerseits zu tun, andererseits mit einer politischen Gegensätzlichkeit zwischen konservativen und sozialistischen Parteien. Gemeinsam ist dem Westen, daß er die republikanische Staatsform auch in des Wortes tiefster Bedeutung zu verwirklichen sucht. Das bedeutet, daß er die Toleranz, die Duldsamkeit und Glaubensfreiheit zur Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen machen möchte. Wieweit der Druck aus dem Osten, der ein geschlosseneres Bild zeigt, in der Lage ist, den Westen hinsichtlich seiner Gegensätzlichkeit stärker als bisher zu einigen, wird die Geschichte lehren.

Georg Lührs in der Werkzeugzeitung
„Unsere Hütte“ des Hüttenwerks
Salzgitter AG

besorgen, bei die Kreter und Philister, weil und warum ihm die Jedermannn fehlten. Unser König kann Krethi und Plethi nicht brauchen und braucht ihnen auch nicht, weil jeder richtige Preuße ein Jedermannn ist. Der Jedermannn hat uns die Belle-Alliance gemacht; ihr zu feiern, muß jeder ein Mann sein; auch, wenn er ein Mädchen ist. Sonst hat die ganze Belle-Alliance dem Vaterland doch keinen Nutzen gebracht, und ich wäre besser zu Hause geblieben.“

Als der greise Feldmarschall das gesagt hatte und ein dreifaches Hoch auf den Jedermannn ausbrachte, da war der Jubel so laut in dem Saal, als wäre die Belle-Alliance eben erst gewonnen. Und ob es nicht jedermanns Kopf wußte, jedermanns Herz fühlte es wohl, daß diese Feier mehr als ein neuer Ruhmeskranz für den Feldmarschall Blücher war.

Aus den Anekdoten von Wilhelm Schäfer im Verlag Deutsche Hausbücherei, Stuttgart

Weltraumfahrt 1957-1962

Am 4. Oktober 1957 begann das Zeitalter der Weltraumfahrt. Der Sowjetunion gelang es, den ersten künstlichen Erdsatelliten erfolgreich zu starten. Bis zum April 1962 sind indessen 71 US-amerikanische und 14 sowjetische Erdsatelliten gestartet worden. Zu diesem Zeitpunkt waren noch 38 Satelliten im Umlauf; 3 US-amerikanische und 2 sowjetische Satelliten kreisten um die Sonne. Bis September 1962 hat die So-

wjetunion sechs Versuche unternommen, Raumsonden in die Nähe der Planeten Mars und Venus zu bringen. Einen Teilerfolg konnte nur eine Raumstation erzielen. Im Dezember 1962 gelang es den USA, von der Raumsonde „Venus 2“ zum ersten Mal aufschlußreiche Daten über die Venus zur Erde zu senden. In einer Entfernung von rund 35 000 km flog die Raumstation an dem bisher wenig bekannten Planeten vorbei.



56 m hoch ist diese amerikanische Raumrakete vom Typ „Saturn“, 4 m weniger als das zwanzig Stockwerk hohe Zürich-Hochhaus auf dem Frankfurter Opernplatz. Ihr Startgewicht beträgt 522 Tonnen bei einem Treibstoffgewicht von 450 Tonnen. Die „Saturn“-Rakete soll das künftige Arbeitstier unter den Raumfahrzeugen der USA werden. Mit ihr wird es möglich sein, eine Nutzlast von 900 kg für eine sanfte Landung auf dem Mond zu starten.

Mitbestimmung heißt Mitverantwortung — aber nicht für den Einzelnen, sondern für die Gesamtheit, darum muß jedes Problem sorgfältig überlegt werden.



Foto: S. Köhl

Betriebsratswahl

Die Betriebsratswahl hat stattgefunden. Die „Werkmitteilungen“ haben sich jeder Stellungnahme enthalten. Es ist nicht ihre Aufgabe, eine solche Wahl zu beeinflussen. Wir halten es aber für richtig, wenigstens auszugsweise den folgenden Artikel aus der Zeitschrift „Der Gewerkschafter“ zu bringen. Was für die Kandidaten des Betriebsrates gesagt wird, dürfte für die gewählten Betriebsratsmitglieder Bedeutung haben in bezug auf ihre zukünftige Tätigkeit. Die Zeitschrift sagt:

„Wenn wir im Hinblick auf die Kandidaten des Betriebsrates das

Berufliche Können

zuerst behandeln, so deshalb, weil Ansehen und Einfluß einer Kollegin oder eines Kollegen im Betrieb, der Abteilung oder im unmittelbaren Wirkungsbereich weitgehend davon abhängen, wie das berufliche Können, die Kenntnisse und Zuverlässigkeit am Arbeitsplatz beurteilt werden.

Dies gilt aber nicht nur im Kollegenkreis, sondern auch gegenüber dem Vorgesetzten und dem Arbeitgeber. Ein Vertreter im Betriebsrat, der von seinen Vorgesetzten „Zigarren“ wegen Minderleistung oder schlechter Arbeit einstecken muß und der im Kollegenkreis aus diesem Grunde über die Achsel angesehen wird, ist kein geeigneter Vertreter der Arbeitnehmerinteressen, da die negative berufliche Beurteilung sich sofort bemerkbar machen würde, wenn er als Mitglied des Betriebsrates auftritt. Wir müssen daher von einem Kandidaten erwarten, daß er in beruflicher Hinsicht mindestens guter Durchschnitt ist, wobei die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Tarifgruppe allerdings keinen Maßstab bildet.

Charakter und Kollegialität

Daß wir bei diesen Eigenschaften strenge Maßstäbe anlegen sollten, liegt auf

der Hand. Erfolgreiche Betriebsrats Tätigkeit kann nicht im Alleingang geleistet werden, oder indem man bei jeder Sitzung mit der Faust auf den Tisch schlägt und zum Frühstück schon zwei Kapitalisten verspeist. Sie kann aber auch nicht gleichgesetzt werden mit Verbeugen, Liebedienerei und „Radfahren“, also „krummen Rücken nach oben und Treten nach unten“. Wir brauchen Frauen und Männer als Kandidaten, die bei aller Verbindlichkeit und Höflichkeit in der Form dennoch jenes Maß von Zähigkeit besitzen, das sie befähigen wird, nach sorgfältiger Abwägung aller Umstände die gerechte Sache ihrer Wähler auch dann zu vertreten, wenn es Schwierigkeiten gibt und dem Arbeitgeber oder der Belegschaft die nötige Einsicht fehlt. Auch in der Belegschaft sollte man von unseren Kandidaten sagen: „Das sind Kollegen, auf die man sich verlassen kann.“

Notfalls mit der Laterne suchen

Das soziale Verständnis und das menschliche Verhalten spielen also ebenfalls eine große Rolle. Im Betriebsrat sein heißt nicht, die ersten Sprossen auf der Leiter zum Prokuristen erklommen zu haben, noch heißt es, die Möglichkeit zu haben, seinen eventuellen Haß- und Rachegefühlen freien Lauf zu lassen.

In manchen Betrieben wird man geeignete Kandidaten mit der Laterne suchen müssen. In anderen Betrieben gibt es oft ein Überangebot an Kandidaten, von denen sich manche selbst höher einschätzen, als ihre Umwelt dies tut.

Es gibt keinen Beruf „Betriebsrat“. Das jetzige Mandat beinhaltet nicht die Erbpacht! Sicher wird das Betriebsratsmitglied, das sich bewährt hat, auch wieder gut im Rennen liegen können — aber, ob es an den Start geht, muß immer wieder vor jeder Neuwahl die Mitgliedschaft im Betrieb entscheiden.

H. Rafoth

Was ist Gewinn?

Herr Schmidt hat sich für 2 000 Mark ein gebrauchtes Auto gekauft. Für 2 300 Mark verkauft er es an Herrn Schulte weiter. Er hat also 300 Mark daran gewonnen. Leicht verdientes Geld; der Gewinn liegt sozusagen klar auf der Hand.

Diese Art, Gewinne zu erzielen, ist die einfachste. Aber sie ist im Rahmen der gesamten Volkswirtschaft betrachtet sehr selten. Zwischen der Beschaffung eines Rohstoffs und dem Verkauf des fertigen Produkts gibt es eine Menge von Kosten zu berücksichtigen, selbst wenn wir von den zu zahlenden Löhnen und Gehältern absehen. Sogar ein reines Handelsgeschäft kann nicht einfach die Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis als Gewinn buchen. Untersuchen wir einmal, was alles abgeht, bevor von einem echten Gewinn gesprochen werden kann.

Außer den schon erwähnten Kosten für Rohmaterialien und Löhne entstehen bis zum Verkauf der Ware allgemeine Betriebskosten, die von Telefongebühren und Porto bis zum Verbrauch von elektrischem Strom reichen. Schreibmaschinen müssen repariert werden, die Raumpflege kostet Geld, um nur einige Beispiele zu nennen. Dazu entstehen Kosten für die Lagerhaltung. An Krankenkassen, Sozialversicherungen und ans Finanzamt müssen Beiträge und Steuern abgeführt werden. Die Bank erhält Zinsen für geliehenes Geld, außerdem Rückzahlungen.

Darüber hinaus darf ein Kaufmann nicht nur an heute denken, er muß auch für die Zukunft vorsorgen. Mit anderen Worten: Er muß neue Maschinen kaufen, vielleicht eine weitere Fabrikhalle bauen. Ein Teil der Summe, die während eines Jahres herausgewirtschaftet wurde, muß also für sogenannte Investitionen zur Verfügung gestellt werden, damit der Betrieb auch in den nächsten Jahren arbeits- und konkurrenzfähig bleibt. Kein Unternehmer ist so unvernünftig, jede Mark, die sein Geschäft eingebracht hat, privat zu verbrauchen. Der Gewinn ist aber auch vom Markt abhängig, auf dem das Gesetz von Angebot und Nachfrage herrscht. Es kann dem Unternehmer passieren, daß er nicht nur ohne Gewinn, sogar mit Verlust verkaufen muß, ja, daß er auf seiner Ware sitzen bleibt. Der Chance des Gewinns steht also in jedem Fall das Risiko des Verlustes gegenüber.

„Ohne Gewinn raucht kein Schornstein“, sagte einmal der bekannte Sozialist Bebel. Der amerikanische Gewerkschaftsführer drückte sich noch drastischer aus: „Der Unternehmer, der keinen Gewinn erzielt, handelt verbrecherisch.“ Solange der Mensch nicht hemmungslos und auf Kosten der Allgemeinheit nach Gewinn strebt, ist nichts dagegen einzuwenden. Die Möglichkeit, im freien Spiel der Kräfte einen Gewinn und damit Erfolg zu erzielen, ist sogar einer der stärksten Motoren unserer Wirtschaft — und damit unseres Lebens in Freiheit.

royce pressedienst

Von der Demokratie

Eine amerikanische Zeitschrift zeigt das Bild eines gelangweilt dreinblickenden Durchschnittsbürgers. Darunter steht: „Das ist einer von den Stillen. Nie beteiligt er sich am Gespräch über eine Streitfrage. Niemals kocht er so über, daß er einen Leserbrief an seine Heimatzeitung schreiben muß. Auch an seinen Abgeordneten hat er noch nie geschrieben. Er ist so ruhig und ausgeglichen wie eine Muschel. Aber weil er niemanden verletzen will, verletzt er die Demokratie.“

Wie kann Demokratie funktionieren, wenn wir alle so wie er mit unseren Meinungen hinter dem Berg halten, mit unseren Ideen, unserer Kritik? Die Stimmabgabe am Wahltag ist nur ein Teil der bürgerlichen Pflichten. Aktive tägliche Anteilnahme an den Maßnahmen der Regierung, an der Gesellschaft und an der wirtschaftlichen Entwicklung gehört zu den Verantwortlichkeiten, die jedem einzelnen von uns aufgetragen sind. Der allzu Schweigsame versteht das nicht. In seiner Anbetung von Gesetz und Ordnung wagt er es niemals, ein unbefriedigendes Gesetz in Frage zu stellen, vermag er Ordnung nicht von Stillstand zu unterscheiden. Er ist kein Apostel der Demokratie, sondern des gesellschaftlichen Verfalls.

Hart, aufreibend und verantwortungsvoll ist die Tätigkeit des Arbeiters. Darum ist es nicht mehr als gerecht, daß er in dem Betrieb, in dem er seine Kräfte einsetzt, auch mitbestimmt.

Foto: S. Kühl



Amerika, hier hast du es nicht besser

Bei uns bekommt der Arbeiter im Falle der Krankheit schon nach einem einzigen Wartetag seinen vollen Nettolohn. Nach den Reformvorschlägen des sogenannten Sozialpaketes soll auch dieser Wartetag wegfallen.

An diese Lösung können nicht einmal die Engländer mit ihrem Sozialsystem tippen. Dort muß man schon mit dem Chef gut stehen und eine zahlungskräftige Firma als Arbeitgeber haben, sonst gibt es im Krankheitsfall überhaupt keinen Lohn. Jedenfalls kann man sich auf kein Gesetz berufen. Und Arbeitgeber, die freiwillig zahlen, tun es oft erst nach zwei Wochen.

Auch in den USA steht der Arbeiter in dieser Beziehung schlechter als bei uns: Er muß wohl oder übel immer die erste Krankheitswoche selbst finanzieren. Auch danach hat er manchmal — je nach der Gesetzgebung des Bundesstaates, in dem er lebt — keinerlei gesetzlichen Schutz. Er muß sich also entweder in seinem Anstellungsvertrag entsprechend vorsehen oder sich privat versichern. Und wer je einen Amerikaner gesprochen oder darüber gelesen hat, der weiß, wie teuer die private Krankenversicherung in den USA ist, und daß ihr Schutz nicht immer ausreichend ist. Besser ist der Arbeiter in Frankreich

dran. Aber auch dort ist die Lösung nicht so günstig wie bei uns. Die Krankenversicherung zahlt nur die Hälfte des Lohnes. Zum Glück sehen die Tarifverträge noch Zuschüsse vor.

Wir haben es also bisher schon nicht schlecht gehabt — mit dem einen Wartetag und danach dem vollen Lohn. Auch die jetzt geplante Gesetzesvorlage läßt noch nach beiden Seiten Wünsche offen. Das Gesetz, mit dem alle zufrieden sind, muß erst noch erfunden werden. Let's make the best of it — laßt uns das Beste daraus machen, sagt der Amerikaner.

royce pressedienst

Ruhr- festspiele 1963

Theater (Schauspiel)

Inszenierung der Ruhrfestspiele

Première 16. 5. 1963

Kabale und Liebe

Friedrich Schiller

*

Schauspielhaus Bochum

Première 17. 6. 1963

Kean oder Unordnung und Genie

Jean Paul Sartre

*

Wuppertaler Bühnen

Première 22. 6. 1963

Der Pflug und die Sterne

Sean O'Casey

*

Düsseldorfer Schauspielhaus

Première 2. 7. 1963

Heinrich IV.

William Shakespeare

*

Städtische Bühnen Essen

Première 8. 7. 1963

Das Buch von Christoph Columbus

Paul Claudel

*

Bühnen der Stadt Köln

Première 12. 7. 1963

Der Schatten

Jewgeni Schwarz

*

Freie Volksbühne Berlin

Première 27. 6. 1963

Robespierre

Romain Rolland

*

Westf. Landestheater Castrop-Rauxel

Die Heiratsvermittlerin

Thornton Wilder

*

Landestheater Detmold

Der Waffenschmied

Albert Lortzing

*

Theater am Niederrhein Kleve

Warten auf Godot

Samuel Beckett

*

Bildende Kunst

Ausstellung der Ruhrfestspiele 1963
(in der Städtischen Kunsthalle)

Meisterwerke aus drei Jahrtausenden
(Romanische und gotische Skulpturen)

vom 16. Mai bis 16. Juli

Das Wort „Fremdarbeiter“ hat einen üblen Beiklang. Die Hunderttausende Gastarbeiter, die jetzt jährlich zu uns kommen, sollten diese Bezeichnung überhaupt nicht mehr zu hören bekommen.

Viele von ihnen sind zu Hause angesehene Facharbeiter. Von den Italienern hatten letztes Jahr über ein fünftel ihr Handwerk bereits in ihrer Heimat von Grund auf gelernt, und sie suchten auch hier nur in ihrem Fach — zumeist Bau- und Metallwirtschaft — unterzukommen.

Damals war der Entschluß, zu uns zu kommen, noch leichter für sie. Heute jedoch werben auch schon die inzwi-

schen erstarkte heimische Industrie, die benachbarte Schweiz, Frankreich und Luxemburg um sie. Und im nächsten Jahr werden sie es sich vielleicht schon überlegen, ob es für sie lohnt, zu uns zu kommen.

Schon die Vernunft also sollte gebieten: Seid nett zu ihnen! Denn ohne die Gastarbeiter — insgesamt sind es schon fast 750 000! — wäre unsere Wirtschaft sehr bald lahm.

Nur die Vernunft?

Schön wäre es, wenn man nicht nur aus Vernunftgründen nett zu ihnen wäre. Jeder von ihnen trägt doch ein Stück Europa zu uns. Die „Verträge von Rom“,

die der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft ihre Grundlage gaben, und die europäischen Behörden in Brüssel und Luxemburg — sie haben all dies vorbereitet. Wollen wir „denen da oben“ die Arbeit überlassen, dabeistehen und zuschauen, mit den Händen in den Hosentaschen?

Wenn Sie das nächste Mal wieder neben einem Tonio oder Emilio an der Drehbank oder am Schanztisch stehen, denken Sie daran, daß es einer von uns ist, einer aus dem gleichen Europa. Sind Sie selbst mal drüben, in Mailand oder Neapel, freuen Sie sich da nicht auch über ein freundliches Wort?

royce pressedienst

von hohem Rang findet man in erstaunlicher Fülle, ebenso Tafelbilder und hervorragende Reliefs der italienischen Renaissance. Reich vertreten sind die niederländischen Meister, u. a. Rembrandt, Saenredam und Frans Hals. Das frühe 19. Jahrhundert wird u. a. durch C. D. Friedrich, das ausklingende durch die französischen und deutschen Impressionisten ausgezeichnet vertreten sein. Besonders erfreulich ist die Vielzahl von Sammlungen moderner Kunst. Nahezu lückenlos ist hier in bester Qualität von den Altmeistern der Moderne, Braque, Picasso, Léger, den Malern des „Blauen Reiters“ und der „Brücke“ bis zu Manesier, Nay, Pollock und Schumacher gesammelt worden.)

Ausstellung der Ruhrfestspiele 1963
(im Rathaus Recklinghausen)

Laienkunst im Ruhrgebiet

(Es ist immer wieder beglückend festzustellen, daß so viele hart arbeitende Menschen unseres Raumes, Bergleute und Hüttenarbeiter, Handwerker, Techniker und Angestellte, in ihrer Freizeit malen, zeichnen, schnitzen, modellieren und basteln.)

Musik

Entsprechend dem Theaterprogramm hat die Leitung der Ruhrfestspiele eini-

ge Orchester unseres Landes um Mitwirkung an den diesjährigen Ruhrfestspielen gebeten:

capella coloniensis

Westdeutscher Rundfunk Köln

Sinfonie-Orchester der Stadt Bochum

Philharmonia Hungarica

Westfälisches Sinfonie-Orchester

Recklinghausen

Arbeit und Leben

Arbeiterbildung — Tradition und Zukunft
vom 5. bis 7. Juli 1963
in drei Referaten

„junges forum '63“

Theater der Jugend: Das „Theater der Jugend“ wird in diesem Jahre insgesamt 19 Theaterveranstaltungen für die Jugend enthalten.

KABALE UND LIEBE von Schiller

KEAN oder UNORDNUNG UND GENIE
Jean Paul Sartre

DER PFLUG UND DIE STERNE

von Sean O'Casey

ROBESPIERRE von Romain Rolland

HEINRICH IV. von William Shakespeare

DAS BUCH VON CHRISTOPH COLUMBUS
von Paul Claudel

DER SCHATTEN von Jewgeni Schwarz

Veranstaltungen für die Jugend

PODIUMSGESPRÄCH: Unter Leitung von Rüdiger Proske, Hamburg, wird vom 24. bis 25. Mai eine Podiumsdiskussion stattfinden, die unter dem Thema „DIESE WELT — UNSERE WELT?“ steht.

BEKANNTE SCHRIFTSTELLER LESEN FÜR DIE JUGEND: Am 25. Mai 1963 findet eine Lesung für die Jugend statt, bei der Schriftsteller aus ihren Werken lesen werden.

JAZZ-WORKSHOP-KONZERT: Zum dritten Male findet das Jazz-Workshop des Norddeutschen Rundfunks unter Leitung von Hans Gertberg statt. — Internationale Jazz-Musiker werden auch dieses Mal moder Jazz spielen.

SPORTVERANSTALTUNG: Am 25. 6. 63 findet eine Sportveranstaltung statt, die Sportarten zeigt, die von jeder Gruppe ausgeführt werden können.

EINE ABENDVERANSTALTUNG MIT DEM WESTDEUTSCHEN RUNDfunk KÖLN.

ABEND FÜR JUNGE HÖRER: Zum 3. Male soll auch der „Abend für junge Hörer“ unter Leitung von Wolfgang Jäger in das Programm aufgenommen werden. Ein Zeitpunkt hierfür ist noch nicht festgelegt.



Parkplatzsorgen

Über 400 Kraftwagen werden täglich auf dem werkseigenen Parkplatz abgestellt. Das ist für die schlechte Jahreszeit eine ziemliche Anzahl. Im Frühjahr werden es noch viel mehr sein. Die Zunahme steigt und steigt! Wer heute noch mit dem Moped, Roller oder Motorrad zur Arbeitsstelle fährt, kommt vielleicht morgen schon mit einem Kleinwagen. Für diesen Wagen möchte er einen Abstellplatz haben!

Das ist durchaus möglich. Jedenfalls ist es im Augenblick noch möglich. Ob aber in Zukunft noch genügend Parkraum vorhanden sein wird, liegt einzig und allein bei allen Benutzern. Die Parkfläche ist groß genug, und mit gutem Willen können dort 800 Fahrzeuge parken. Leider haben aber nicht alle Benutzer diesen guten Willen oder haben noch nicht darüber nachgedacht.

Die Bilder, die zu irgend einer Zeit auf dem Parkplatz gemacht wurden, zeigen, daß der Seitenabstand von Fahrzeug zu Fahrzeug allgemein viel zu groß bemessen wird. Es mag vielleicht daran liegen, daß mancher stolze Kleinwagenbesitzer in seinem Untersatz einen riesigen Amerikaner sieht.

Trotzdem, Parken will gekonnt sein! Es wird schließlich in jeder Fahrschule gelehrt, sogar unter schlechteren Verhältnissen. Der Abstand von Fahrzeug zu Fahrzeug braucht also nicht mehr als einen Meter zu betragen. Dann ist auch für die weiteren 400 Fahrzeuge Platz genug vorhanden.

Die rot-weißen Richtungspfähle, die auf dem Parkplatz stehen, sollen den Fahrern einen Anhalt für die vordere Begrenzung des Parkraumes geben. Das hat aber auch gar nichts mit: Richt euch! zu tun. Es sieht nur etwas besser aus, und die Fahrwege und der Parkraum werden mehr ausgenutzt. Man könnte es doch mal versuchen.

Gewiß, die Oberfläche ist bei schlechtem Wetter keine ideale Lösung. Aber es ist ein Parkplatz! Es ist sogar ein bewachter Parkplatz!



ARBEITSMORAL UND WARENTEST

Diogenes, einer der großen Philosophen des griechischen Altertums, versuchte den Dingen auf den Grund zu kommen, den äußeren Schein zu durchdringen und die wahren Hintergründe alles Geschehens aufzudecken.

Die angeblichen Bedürfnisse des Menschen empfand er nur als Störung und lebte darum, mit dem Allernötigsten versehen, in einer Tonne.

Eines Tages besuchte König Alexander der Große Diogenes, dessen tiefgründige Weisheit er bewunderte. Auf die Frage des Herrschers, welche Gunst Diogenes sich von ihm erbitte, antwortete dieser: „Es ist kühl. Geht mir ein wenig aus der Sonne.“

Auf dem Heimweg bemerkte der König sinnend: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein.“

Auf diese Episode spielt der Vers des folgenden Artikels an.

Diogenes, in seinen Bau gekrochen, hätt' König Alexander (nebst Geleite) in diesem Fall gewiß so angesprochen: „Du, stolzer König, drückst dein mächtig Siegel dem Gang der Zeiten auf, du machst Geschichte, hingegen ich, der Weise, les' im Spiegel die Hintergründe. — Geh mir aus dem Licht!“

So „Der Spiegel“ vor Jahren. Mit diesem Zitat soll keine Wertung des Spiegels und seiner Bedeutung in unserer Zeit erfolgen. Die Zeitschrift wollte in lustig reimender Weise auf ihr redaktionelles Anliegen hinweisen: Hintergründe aufzudecken. In der Tat würden viele Vorgänge, die die Gemüter erhitzen, eine ganz andere Beurteilung erfahren, wenn das Vordergründige nicht immer für das Wesentliche und Entscheidende der Dinge gehalten würde. Die ganze Berichterstattung und die Informationen für die Öffentlichkeit sind in unserem Zeitalter der Interessenverbände geradezu darauf ausgerichtet, wichtige Einzelheiten zu vernebeln, um das Durcheinander der Zusammenhänge zu erschweren. Es liegt nicht im Interesse der Informierenden.

Bei den Zu-Informierenden verbreitet sich dann das bedrückende Gefühl, halben Wahrheiten zu begegnen. Für diese halben Wahrheiten werden sehr eindrucksvolle Begriffe gefunden, die anscheinend überhaupt nichts miteinander zu tun haben. Diesen Eindruck hat man durchaus auch von der Überschrift für diesen Beitrag. Was liegt vor?

Arbeitsmoral (mangelnde) ist ein Schlag-

wort, mit dem die Unternehmer in den ihnen passenden Augenblicken operieren, wenn sie nachweisen wollen, die Arbeitnehmer ließen es an Plichterfüllung dem Unternehmen, also der Wirtschaft gegenüber, fehlen.

Mit dem Warentest wird versucht, ein ähnliches Verhalten den Unternehmungen nachzuweisen in ihrem Verhalten gegenüber den Konsumenten, gegenüber einem Teil der Wirtschaft also.

An dieser Stelle wird schon deutlich, daß man es im tiefsten Grunde mit zwei ähnlichen Vorgängen zu tun hat, über die die Worte Arbeitsmoral und Warentest für sich allein genommen gar nichts aussagen. Trotzdem würde man kaum weiterkommen, wenn man nicht untersuchte, auf welchem Boden das geschilderte Verhalten wachsen konnte.

Charakteristisch für die Organisation unseres Wirtschaftslebens ist die Arbeitsteilung. Hierauf braucht nicht ausführlich eingegangen zu werden. Jeder, der aufmerksam seine Lebenszusammenhänge beobachtet, weiß, daß er nur Teilverrichtungen tut, die seine Arbeit ausmachen. Das Arbeiten im Sinne der alten Handwerksmeister, die ein Stück von vorn bis hinten mit eigener Hand fertigstellten, ist fast verschwunden. Es liegt also eine Situation vor, die sich zu folgender Aussage verdichten läßt:

Arbeit ist nicht nur Broterwerb. In unserer arbeitsteiligen Wirtschaft arbeiten wir auch für den Mitmenschen, der indessen das tut, was wir selbst nicht verrichten können.

Auf unsere Werksangehörigen angewandt bedeutet es, wer an der Herstellung von Röhren, Schmiedestücken, Hohlkörpern beteiligt ist, versetzt andere Menschen in die Lage, für ihn Oberhemden, Kühlschränke, Möbel, Schuhe herzustellen, für ihn Brot zu backen, die Felder zu bestellen, ihn zu ernähren. Daß das Geld nötig ist, um diesen Austausch zu ermöglichen, ändert im Grundsatz an dem Vorgang dieses Warenaustausches nichts.

Aber diese Weitläufigkeit des Austausches hat etwas mit sich gebracht, was uns viel Schwierigkeiten eintrug und mit der Arbeitsmoral und dem Warentest unmittelbar zu tun hat. Es sind die menschlichen Beziehungen, die uns im Arbeitsprozeß abhanden gekommen sind.

Wie war es früher? Brauchte man einen Schrank, ging man zum Schreiner. Der Schreiner lieferte für gutes Geld gute

Ware. Man fühlte sich einander verpflichtet, auch in menschlicher Beziehung, der Hersteller dem Käufer gegenüber und umgekehrt. Heute kennt keiner keinen mehr. Der Arbeitende weder den Kunden, für den er arbeitet, noch seinen Auftraggeber oder Arbeitgeber. In ganz ausgesprochener Weise ist das bei Aktiengesellschaften der Fall, wo ja die Besitzer der Aktien die eigentlichen Arbeitgeber sind. Alle menschlichen Bindungen sind weg, aus denen heraus Verpflichtungen erwachsen könnten. Nicht anders ist es auf der Unternehmenseite, die nicht für einen persönlich bekannten Kundenkreis, sondern für einen namenlosen, anonymen Markt produziert. Wo man sich nicht bewußt wird, daß bei aller Auflösung der unmittelbaren menschlichen Kontakte eine Verpflichtung — jetzt der Allgemeinheit gegenüber — trotzdem fortbestehen bleibt, wird die Arbeit zum reinen Geldmachen, und damit zu einer unerfreulichen und unbefriedigenden Tätigkeit, die man tunlichst auf dem schnellsten

— und bequemsten — Wege hinter sich bringt.

Es kann niemand von dem andern gute Leistungen erwarten, wenn er selbst nicht bereit ist, sie zu vollbringen. Der Warentest ist ein Weg, die bessere Leistung der Produzenten zu erzwingen. Man sollte jedoch nicht vergessen, daß keiner der am Wirtschaftsleben irgendwie Beteiligten das Recht hat, drohend den Finger zu erheben, solange er nicht zunächst fein säuberlich vor seiner eigenen Tür gekehrt hat (lies: mangelnde Arbeitsmoral).

Der Warentest ist eine Kampfmaßnahme. Ob allerdings Kampfmaßnahmen auf die Dauer der rechte Weg sind, um in Zusammenhängen, die so ausgesprochen auf das Miteinander wie im Wirtschaftsleben hindrängen, Fortschritte zu erzielen, muß füglich bezweifelt werden. Hier helfen nur Einsichten. In dem Augenblick, in dem der Warentest sich als überflüssig erweist, kann angenommen werden, daß die Unternehmer es auch begriffen haben. Johannes Medebach

Zweimal elektrische Kaffeemühlen

In unserem Küchenschrank, oben im letzten Fach, stehen drei elektrische Kaffeemühlen; kaputt natürlich. Die hebe ich auf, um sie noch meinen Kindern und Kindeskindern als warnendes Beispiel zu zeigen.

Die erste Mühle schenkte mir mein Bruder. Der Preis betrug 60,— DM. Die Garantie lautete auf ein Jahr. Mein Bruder ist einer von diesen unausrottlichen Germanen, die schon von Gajus Julius Cäsar als „novarum rerum cupidus“ bezeichnet wurden, als „auf neue Dinge begierig“. Es soll eine lobenswerte Eigenschaft sein. Ich weiß nicht recht. Jedenfalls regten sich in mir bereits nach den ersten Tagen Bedenken gegen die neue Kaffeemühle.

Während mir früher das leise grummelnde Geräusch der großelterlichen Handkaffeemühle die schöne Gewißheit vermittelte, daß das Frühstück in er-

reichbare Nähe gerückt war, wurde ich jetzt durch einen gellenden Sirenenton aufgeschreckt, der mich peinlich an längst überwunden geglaubte Bombennächte erinnerte. Ich schob es dieser mißtönenden Morgenouverture zu, daß mir kein Kaffee mehr schmeckte und war froh, als das Gerät nach anderthalb Jahren seine Seele aushauchte. Der zu Rate gezogene Elektriker behauptete, eine Reparatur der durchgebrannten Wicklung würde teurer als eine neue Maschine. Das kam mir glaubhaft vor, denn die nächste Elektromühle, die mir mein zweiter Bruder schenkte — ebenfalls ein unverbesserlicher Germane — kostete nur noch 32,— DM. Auch sie hatte einen Garantieschein über ein Jahr, was wohl heute so viel bedeutet, daß das betreffende Gerät nach einem Jahr garantiert kaputt ist. Hier war es jedenfalls so.

Die dritte Maschine kaufte meine Frau — weil sie so billig war.

„Sieh doch mal an, nur 8,— DM, und dabei ein Jahr Garantie!“

Die Maschine starb nach neun Monaten, was aber nichts zu besagen hatte, da ich mich weigerte, aus dem Stapel von Garantiescheinen, die ich in meinem Schreibtisch aufbewahrte, das gerade für diese Mühle zuständige Dokument herauszusuchen.

Ich war am Ende meiner Nervenkraft. Dieses tägliche Sirenengeheul in meiner Wohnung, bei bevorstehenden Kaffeekränzchen zu halbstündiger Dauerwarnung anwachsend, hatte meine Gesundheit untergraben. Sonst ein durchaus zugänglicher und für alle Anregungen empfänglicher Mensch erklärte ich in bezug auf Elektrokaffeemühlen jede Neuanschaffung und jede Annahme einschlägiger Geschenke als ein für allemal beendet und stellte die fast in Vergessenheit geratene großmütterliche Handkurbelkaffeemühle demonstrativ auf den Küchentisch. Die Stille kehrte wieder ein ins Haus, die Nerven beruhigten sich, und der Kaffee schmeckte wieder wie zu alten Zeiten.

*

Am Nachmittag war sie gekauft worden, am nächsten Vormittag mußte sie umgetauscht werden — die elektrische Kaffeemühle. Der Motor drehte sich nicht mehr. Das sollte nicht — kann aber — vorkommen.

Bei der zweiten Mühle war der Deckel eingedrückt. Der Käufer, selbst Kunststoffachmann, wandte sich an das Herstellerwerk: Warum nehmt ihr nicht Polyamid für das Gehäuse?

Polyamid ist teurer, lautete die Antwort. Es war nicht die Antwort von irgend jemand, sondern von einem renommierten Werk, bei dem anscheinend gut gerechnet wird. Renommierte Werke tauschen bei Reklamationen anstandslos um. Dabei sollte sich ihr Renommee doch besser nicht auf anstandslosen Umtausch gründen.

Bei der dritten Mühle versagte das Mahlwerk. Der Kunde kochte. Er erhielt die Aufklärung, man habe leider bei einer Serie nicht den geeigneten Stahl genommen. Das Mahlwerk wäre zu weich.

Dafür war bei der vierten Mühle das Gehäuse zu hart. Das Gehäuse hatte den Versand nicht heil überstanden. Der aufmerksame Leser kennt bereits den Grund: Der dafür verwendete Kunststoff ist nicht so teuer wie ein Kunststoff, der hält. Von der fünften Kaffeemühle liegt uns noch kein Erfahrungsbericht vor. Vielleicht halten Gehäuse und Deckel diesmal, vielleicht ist das Mahlwerk genügend hart, vielleicht dreht sich der Motor noch dann, wenn größere Mengen gemahlener Kaffees, etwa für eine Familienfeier, benötigt werden. Wir gestehen, wir sind betroffen, wenn wir vor selbstverständliche Annahmen heute ein einschränkendes „Vielleicht“ setzen. Wir haben davor gewarnt, den guten Ruf des „Made in Germany“ durch allgemeine Redensarten zu gefährden. Wir sind nicht gegen eine solche Diskussion. Aber wir wollen sie auf zutreffende Beispiele beschränkt wissen. Unsere Kaffeemühle ist so ein Beispiel. Wir räumten bereits ein, daß ein Motorfehler vorkommen kann. Kunststoffe aber sind in ihren Eigenschaften so bekannt, daß die Verwendung einer ungeeigneten Sorte nur ein Experiment mit dem guten Ruf des betreffenden Unternehmens ist. Auch das Härten von Stahl ist keine Kunst, die erst erfunden werden müßte. Schon Wieland der Schmied beherrschte sie. Er arbeitete allerdings auf Bestellung und nicht für einen anonymen Markt. Es muß wohl am Markt liegen, an seiner Anonymität, daß man vergessen kann, wie hart oder wie weich Mahlwerk und Gehäuse einer elektrischen Kaffeemühle sein sollten. Welch ein Vertrauen in den Markt — und die dort kaufen!

Aus „Handelsblatt“

Warentest-Zentrale kommt

Der Jahreswechsel brachte den Verbrauchern eine gute Nachricht: 1963 wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Bundesrepublik endlich eine neutrale, von wirtschaftlichen Interessen unabhängige Warentest-Zentrale erhalten. Die Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände hat angekündigt, daß als Träger dieses Institutes eine gemeinnützige Stiftung gegründet wird.

Gewähr für die Neutralität des Instituts soll nicht zuletzt dadurch gegeben sein, daß neben den Spitzenverbänden der Wirtschaft in dem leitenden Kuratorium auch die Gewerkschaften, Parlament und Bundesregierung, Verbraucherorganisationen und der Deutsche Presserat vertreten sein sollen.

Es bleibt zu hoffen, daß das neue Institut ohne Verzögerung seine Arbeit aufnimmt. Gerade das letzte Jahr hat überdeutlich bewiesen, daß eine wirklich unabhängige Warentest-Zentrale im Interesse der Verbraucher unerlässlich ist.

Zeitung
der Industriegewerkschaft Metall

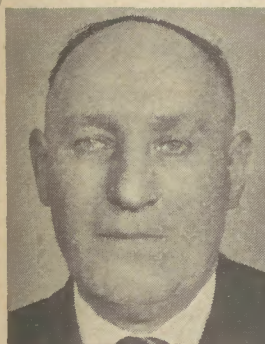
UNSERE JUBILARE

40jähriges Jubiläum

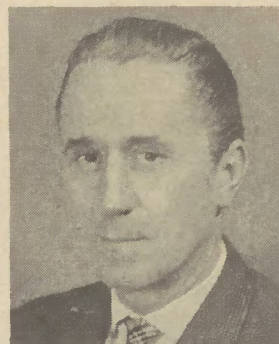


Johann Deuß
Werk Reisholz

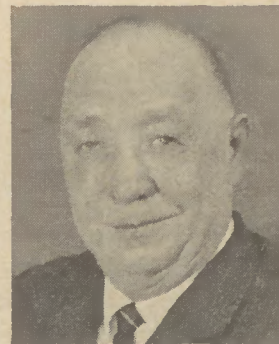
25jähriges Jubiläum



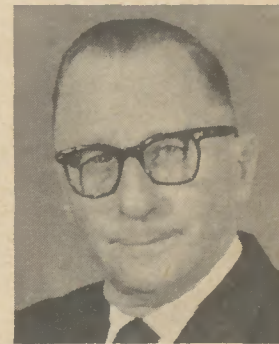
Otto Borowy
Werk Reisholz



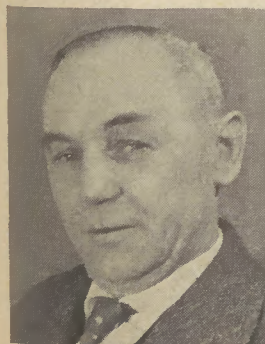
Otto Stickler
Werk Oberbilk



Johann Kleinheuer
Werk Oberbilk



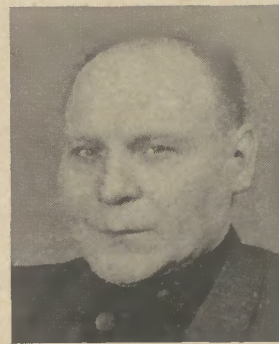
Heinrich Ruiters
Werk Oberbilk



Otto Schröder
Werk Oberbilk



Johann Hörner
Werk Oberbilk



Karl Lüder
Werk Oberbilk



Peter Sams
Werk Oberbilk



Der Ursprung Garaths ist wie der Beginn so vieler anderer Orte in Dunkel gehüllt. Eines aber kann mit Gewißheit gesagt werden: Über Garath zog seit alter Zeit eine wichtige Straße von Hilden an den Rhein nach Baumberg und weiter nach Monheim. Sie war wichtig genug, daß sie durch eine Festungsanlage, eine Burg, geschützt werden mußte.

Die große Zeit Garaths, wenn man so sagen darf, begann mit den Velbrücks. Im Mai 1414 erwarb Simon von Aldenbruggen, genannt Velmerken, den Hof zu Garderaide. Die Nachkommen Simons nannten sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Velbrück. Fast hundert Jahre lang war der Garather Besitz mit den überrheinischen Gütern des Geschlechtes verbunden. Erst 1503 wurde Garath von den übrigen Velbrückschen Gütern getrennt und Sitz einer besonderen Velbrückschen Linie.

Der Rittersitz Garath wurde in der Folgezeit die Grundlage eines bedeutenden Besitzes, den die Velbrücks von hier aus während des 17. Jahrhunderts in Richrath, Wiescheid, Leichlingen und Opladen zusammenbrachten.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mag auch die alte Burg verlassen worden und etwa fünfhundert Meter südlich am Zusammenfluß des Hildener Baches und des Merxbaches ein neues Schloß erbaut worden sein. Seine Existenz ist gegen das Ende des 16. Jahrhunderts nachgewiesen. Damals mag auch ein junger Eibenstrauch gepflanzt worden sein, der heute als mächtiger Baum im Schloßpark steht.

Bernhard von Velbrück, der übrigens wie seine Vorfahren und Nachkommen am Hofe der Bergischen Herzöge in hoher Gunst stand, legte den Grund zur Velbrückschen Hausmacht. Er heiratete das Haus Langfort in Richrath, sein jüngerer Sohn Gerhard erwarb durch Heirat den Graven. Sein älterer Sohn Bernhard führte im Schloß Garath um 1610 umfangreiche Um- und Neubauten aus. Von ihm stammt der heute noch stehende dreistöckige Turm mit der Tor-einfahrt und dem in Stein gehauenen Velbrück-Eilschen Allianzwapen.

Das Wasserschloß Garath war durch die Veränderungen ein echter und stattlicher Herrnsitz geworden. Ein breiter

Das war ein Winter! Besonders für uns alte Pensionäre war es schlimm. Bei dem vielen Schnee und Glatteis konnte man ja wochenlang nicht vor die Türe! Nun ist es überstanden, es ist warm geworden und man kann sich wieder auf der altvertrauten Lästerbank treffen.

Die Wandlungen des Schlosses zu Garath

Graben, teilweise durch zwei natürliche Bäche, teilweise durch einen künstlichen Kanal gebildet, umgab die Festungsanlage, die in ihrem Innern einen geräumigen Hof besaß. Eine Zugbrücke führte bei dem eben genannten Torturm über den Graben.

Den dreißigjährigen Krieg bekamen Schloß und Dorf Garath empfindlich zu spüren. Handel und Wandel starben ab. Vor dem Schloß wucherten die „Dörne uffm Markkt“, kein Händler wagte über Land zu ziehen und seine Ware zu verkaufen. Wenn sich ein Kriegshaufen näherte, ganz gleich, ob von der eigenen

oder der feindlichen Partei, luden die Bauern des Dorfes ihr Fluchtgepäck auf den Wagen und zogen mit Weib und Kind und Vieh in den Hof des Garather Schlosses.

Eine schlimme Zeit brachte das Jahr 1642, als ein kaiserliches Regiment achtzehn Wochen lang bei Zons lagerte. Die Landsknechte streiften diesseits und jenseits des Rheines im Lande herum und holten sich was sie brauchten. Sie kamen auch vor das Tor des Schlosses Garath und trieben mit den Bewohnern Tauschgeschäfte mit Brot und Korn. Der Handel mit dieser Kategorie Mensch

war ein Spiel mit Tigern, plötzlich krachten Schüsse und die nichtsahnenden Menschen fielen verwundet oder tot zu Boden.

Eine allgemeine Hungersnot war die Folge des langen Krieges, und oft hatten auch die Bewohner des Schlosses Ga-



Foto: H. Lachmann

rath nur noch schimmliges Brot als letzte Reserve, nachdem die Landsknechte alles Korn weggeholt hatten. Noch kurz vor Ende des Krieges schleppten hessische Reiter Otto Henrich von Velbrück als Geisel nach Neuß, um aus dem erschöpften Lande weitere hohe Kontributionen herauszupressen.

Nach dem großen Kriege wurde die Landstraße von Benrath nach Opladen einige hundert Meter weiter östlich verlegt und erhielt ihren heutigen Zug. Um 1680 entstand das Wirtshaus an der Straße, der Garather Hof. Es bezog sein Bier aus der Brauerei des Schlosses. Hier wurde, wie in allen Adelssitzen, Bier gebraut, und man erfährt, daß die „Amtsfrau“, die Witwe jenes Bernhard von Velbrück, der an dem Schlosse baute, höchstpersönlich das Brauwesen überwachte.

Maximilian Heinrichs Sohn, Graf Adam, war der letzte Velbrück auf Garath. Seine besondere Liebe galt dem Park des Schlosses, dem er die heutige Gestalt gab. Es kann als sicher angenommen werden, daß der Oberbaudirektor des Benrather Schlosses, Nicolaus von Pigage, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts oft als Gast Velbrücks in Garath weilte, die Anlage des Parkes plante und überwachte. Manche von den seltenen Bäumen, die sich im Benrather Schloßpark befinden, wurden auch in Garath angepflanzt.

Graf Adam von Velbrück hinterließ bei seinem Tode keinen Sohn, aber vier Töchter. Bei der Teilung seines großen Erbes fiel Schloß Garath der zweiten Tochter Franziska Josefa zu, der Witwe des französischen Marquis d'Alesme, welcher Gesandter Ludwig des VI. am Düsseldorfer Hofe gewesen war. Am 21. Oktober 1789, nachmittags um ein Uhr, ging der Rittersitz Garath, das „ganze herrschaftliche Haus“ in Flammen auf. Die Mittel der Marquise reichten kaum aus, die durch den Brand herbeigeführten Zerstörungen notdürftig wieder herzustellen. Am 10. Dezember 1807 war die Marquise d'Alesme gestorben. Ihre in Frankreich lebenden Erben verkauften 1811 den Garather Besitz an Johann Jakob Freiherr von Kylmann in Düsseldorf. Er vergrößerte den Schloßhof und gestaltete den völlig heruntergekommenen Garather Besitz wieder wirtschaftlich.

Im März 1816 ließ er den ungefähr fünfhundert Meter langen Weg von der Benrath-Opladener Chaussee zum Schloß mit Linden bepflanzen. So entstand jene schöne Allee, die noch heute, nach fast 150 Jahren, mit ihren stattlichen Bäumen der Garather Landschaft ein besonderes Gepräge gibt. 1825 begann er den an den alten Torturm anschließenden Bau niederzureißen. Hier entstand ein neues Haus, zweistöckig, und zwar in der Ausdehnung, daß der alte Velbrücksche Torturm in der Mitte der Schloßfront stand. Kylmanns Nachfolger bauten nicht am Schlosse und verkauften es 1883 an den Düsseldorfer Architekten Johann Holzapfel.

Bereits im März 1890 ging Schloß Garath mit sämtlichem Zubehör in den Be-

sitz Paul Poensgens über. Dieser war ein weitbekannter und vorbildlicher Pferdezüchter, und mit Schloß Garath verband sich kurze Zeit der Nimbus eines Mittelpunktes niederrheinischer Pferdezucht.

Jetzt wurde die Ökonomie des Schloßgutes aus dem Schloßbereich, in dem sie sich etwa 130 Jahre befand, herausgenommen und auf das nördlich jenseits des Grabens angrenzende Wiesengelände verlegt. Hier entstand der Wirtschaftshof. Dann baute Poensgen im rechten Winkel zum alten Schloß einen neuen Flügel an, doch ohne jedes Empfinden für eine stilvolle Anpassung an den Kylmannschen Bau.

Im Jahre 1907 verkaufte Poensgen Schloß Garath samt Rittergut an den in Düsseldorf wohnenden fünfzigjährigen Albert von Burgsdorff. Er ließ sämtliche Gebäude rechts vom alten Velbrückturm, also die Bauten Kylmanns und Poensgens, abbrechen und vom Architekten Wöhler in Düsseldorf das jetzige Schloß erbauen. Es wurde ein anschnittes Barock anklingendes, von zwei Türmen flankiertes Bauwerk, dessen Äußeres sich bemüht, dem Stile der Velbrückzeit entgegenzukommen und dessen großzügige Innengliederung dem Lebensstil der Zeit vor dem ersten Weltkrieg sich anpaßte.

Von den weiteren Schöpfungen Burgsdorffs in Garath seien die Geflügelzuchtanstalt, die freiwillige Feuerwehr, ein Waisenhaus für Kriegerwaisen der Zeche „Graf Bismarck“ in Gelsenkirchen und die Kapelle hinter dem Schloßpark erwähnt.

Nach dem Tode Burgsdorffs siedelte der Sohn mit seiner jungen Gattin in das Forsthaus über, das er zu einem großzügigen Herrenhaus umgebaut hatte. Vom Januar 1919 bis zum Frühjahr 1920 war im Schloß der Stab einer britischen Artilleriebrigade einquartiert.

Zwischen den beiden Weltkriegen bewohnte die Witwe des Erbauers, Lucie von Burgsdorff, geborene Poensgen, das Schloß.

Am 17. April 1945 erschienen vier polnische Offiziere in amerikanischer Uniform als Quartiermacher im Schloß. Alle Zivilpersonen, auch die greise Frau von Burgsdorff, mußten es sofort verlassen. Im Gefolge der polnisch-amerikanischen Soldaten befanden sich 80 Fremdarbeiter, die sich unverzüglich daranmachten, das Schloß zu plündern und zu verwüsten. Am nächsten Morgen verließen Soldaten und Plünderer die Stätte der Verwüstung.

Im Mai kamen andere amerikanische und britische Truppen, bis im Jahre 1953 das Schloß an den britischen Oberbefehlshaber vermietet wurde. Seit 1959 steht es wieder leer.

Das ist das wechselvolle Schicksal des Schlosses zu Garath. Seine glücklichen Zeiten haben sich ein Denkmal gesetzt in Bauwerken und Parks, seine unglücklichen sind verweht und es ist nur noch die Erinnerung daran geblieben.

(Aus dem „Benrather Tageblatt“)

SOFI-IRENE KLEINE

Kurzweil in Benraths Schloß- anlagen

Fährt man auf der belebten Benrather Schloßallee um das Rondell des Weiher, kann man kaum mehr als einen flüchtigen Blick auf die Anlagen erhaschen. Die freundliche Sicht erweckt den Wunsch, fernab von Industrie- und Motorenlärm hinter dem leuchtenden Schloß in den Alleen zu spazieren. Die gartenarchitektonisch wundervollen Anlagen warten dem Besucher zu jeder Tages- und Jahreszeit mit neuen Bildern und wechselnden Eindrücken auf. Ist es im Winter die starre Schönheit des Frostes, die die Jugend aufs Eis lockt, sind es im Frühjahr die ersten Krokusse und Narzissen, die aus dem Grase lugen, im Maimonat die verschwenderische Blütenpracht der Magnolien und Tulpen, ein Sommertag unter den schattenspendenden Fächerpappeln oder ein bunter Herbstmorgen — für den Kenner ist selbst der neblige Februar im Park liebenswert.

Das Innere des Schlosses überrascht trotz räumlicher Bescheidenheit mit dem prächtigen Vestibül und Kuppelsaal im Erdgeschoß, den zahlreichen Zimmern und den vielen Treppchen, die in die Mansardenetage führen. Die Außenwände zieren Reliefs und Bildhauerarbeiten, während die Terrassenseite die Gruppe „Jagd der Diana“ zeigt. Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, dessen Büste am Parkeingang zu sehen ist, be-

auftragte den lothringischen Architekten Pigage mit dem Bau des Schlosses, das in den Jahren 1756—1760 erbaut wurde, während die Inneneinrichtung erst 1770 vollendet werden konnte. Zu beiden Seiten des Hauptbaues liegen die Nebengebäude, die sich in der Form dem runden Schloßweiher anpassen. Im westlichen Flügel ist ein naturkundliches Heimatmuseum untergebracht, das dem Besucher allerlei Wissenswerthes über die Tiere des Parks eröffnet. Im gleichen Gebäude befindet sich eine Volksbibliothek.

In der Aula des östlichen Flügels finden an manchen Abenden allgemeinbildende Vorträge, auch mit Lichtbildern, der Volkshochschule statt. Ein besonderes Erlebnis ist wohl ein Kammermusikabend im festlichen Rahmen des Schlosses.

Aber auch ein sonntägliches Platzkonzert auf der repräsentativen Terrasse hat stets begeisterte Zuhörer.

Ein beliebter Promenadenweg erstreckt sich rings um den langen schmalen Spiegelweiher. Gern verweilt man aber auch am Sonnenplatz des „Großen Stern“, von dem acht Alleen strahlenförmig wegführen.

Der östliche Teil des Parks entspricht dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts. Besonders auffallend sind die kunstvoll nach französischer Art in

Windungen geschnittenen immergrünen Buchsbäumchen und die Wasserterrassen, während der westliche Teil mit seinen weiten Grünflächen, den exotischen Straucharten und dem alten Baumbestand an den „Englischen Garten“ als Vorbild erinnert.

Der Tierfreund sucht die versteckten Wege, wo das Vogelvolk ohne Scheu Futter aus der Hand frißt und die Eichkätzchen nach rastlosem Stammauf — Stammab schnuppernd heranhopsen und zutraulich Männchen machen zum Entzücken von alt und jung.

Der Parkwächter weiß viele nette Geschichten von den Tieren zu erzählen. Er kennt die Brutplätze der Enten und den bissigen schwarzen Schwan, er kann die Vogelstimmen sicher unterscheiden und versteht sich auf prompte Wettervoraussage. Kurzum — die Zeit wird hier nicht lang.

Um eine Erfrischung zu sich zu nehmen, ist die „Rheinterrasse“ am rückwärtigen Ausgang leicht zu erreichen. Von hier aus genießt man noch einen herrlichen Blick auf den Strom, der bei Sonnenuntergang an klaren Tagen ein farbenprächtiges Schauspiel bietet.

Sollten Sie sich nicht auch einmal zu einem Gang durch den Park entschließen? Vielleicht wird Ihnen der Besuch bald zu einer lieben Gewohnheit.

Foto: H. Lachmann



Gegen Morgen setzte sich meine Frau im Bett auf, starrte eine Weile in die Luft, packte mich an der Schulter und sagte: „Es geht los. Hol' ein Taxi.“

Ruhig, ohne Hast, kleideten wir uns an. Dann und wann raunte ich ihr ein paar beruhigende Worte zu, aber das war eigentlich überflüssig. Wir beide sind hochentwickelte Persönlichkeiten von scharf ausgeprägter Intelligenz, und uns beiden ist klar, daß es sich bei der Geburt eines Kindes um einen ganz normalen biologischen Vorgang handelt, der sich seit Urzeiten immer wieder milliardenfach wiederholt und schon deshalb keinen Anspruch hat, als etwas Besonderes gewertet zu werden.

Während wir uns gemächlich zum Aufbruch anschickten, fielen mir allerlei alte Witze ein, die sich über den Typ des werdenden Vaters auf billigste Weise lustig machen und ihn als kettenrauchendes, vor Nervosität halb wahnsinniges Wrack im Wartezimmer der Gebärdklinik darzustellen lieben. Nun ja. Wir wollen diesen Scherzbolden das Vergnügen lassen. Im wirklichen Leben geht es anders zu.

„Möchtest du nicht ein paar Illustrierte mitnehmen, Liebling?“ fragte ich. „Du sollst dich nicht langweilen.“

Wir legten die Zeitschriften zuoberst in den kleinen Koffer, in dem sich auch etwas Schokolade und, natürlich, die Strickarbeit befand. Das Taxi fuhr vor. Nach bequemer Fahrt erreichten wir die Klinik. Der Portier notierte die Daten meiner Frau und führte sie zum Aufzug. Als ich ihr folgen wollte, zog er die Gittertür dicht vor meinem Gesicht zu. „Sie bleiben hier, Herr. Oben stören Sie nur.“

Gewiß, er hätte sich etwas höflicher ausdrücken können. Trotzdem muß ich zugeben, daß er nicht ganz unrecht hatte. Wenn die Dinge einmal so weit sind, kann der Vater sich nicht mehr nützlich machen, das ist offenkundig. In diesem Sinne äußerte sich auch meine Frau: „Geh ruhig nach Hause“, sagte sie, „und mach deine Arbeit wie immer. Wenn du Lust hast, geh am Nachmittag ins Kino. Warum auch nicht.“

Wir tauschten einen Händedruck, und ich entfernte mich federnden Schrittes. Mancher Leser wird mich jetzt für kühl oder teilnahmslos halten, aber das ist nun einmal meine Wesensart: nüchtern, ruhig, vernünftig — kurzum: ein Mann. Ich sah mich noch einmal in der Halle der Klinik um. Auf einer niedrigen Bank in der Nähe der Portierloge saßen dicht gedrängt ein paar bleiche Gesellen, kettenrauchend, lippennagend, schwitzend. Lächerliche Erscheinungen, diese „werdenden Väter“. Als ob ihre Anwesenheit irgendeinen Einfluß auf den vorgezeichneten Gang der Ereignisse hätte! Ich beschloß, nach Hause zurückzukehren und mich meiner Arbeit zu widmen. Auch waren mir bereits die Zigaretten

ausgegangen. Dann fiel mir ein, daß ich doch besser noch ein paar Worte mit dem Arzt sprechen sollte. Vielleicht brauchte er irgend etwas. Eine Aufklärung, einen kleinen Ratschlag. Natürlich war das nur eine Formalität, aber auch Formalitäten wollen erledigt sein.

Ich durchquerte den Vorraum und versuchte den Aufgang zur Klinik zu passieren. Der Portier hielt mich zurück. Auch als ich ihn informierte, daß mein Fall ein besonderer Fall sei, zeigte er sich in keiner Weise beeindruckt. Zum Glück kam in diesem Augenblick der Arzt die Stiegen herunter. Ich stellte mich vor ihn und fragte ihn, ob ich ihm irgendwie behilflich sein könnte.

„Kommen Sie um fünf Uhr nachmittags wieder“, lautete seine Antwort. „Bis dahin würden Sie hier nur Ihre Zeit vergeuden.“

Nach diesem kurzen, aber aufschlußreichen Gedankenaustausch machte ich mich beruhigt auf den Heimweg. Ich setzte mich an den Schreibtisch, merkte aber bald, daß es heute mit der Arbeit nicht so recht klappen würde. Daß war mir nie zuvor geschehen, und ich begann intensive Nachforschungen anzustellen, woran das denn wohl läge. Zu wenig Schlaf? Das Wetter? Oder störte mich die Abwesenheit meiner Frau? Ich wollte diese Möglichkeit nicht restlos ausschließen. Auch wäre die kühle Distanz, aus der ich die Ereignisse des Lebens sonst zu betrachten pflege, diesmal nicht ganz am Platze gewesen. Das Ereignis, das mir jetzt bevorstand, begibt sich ja schließlich nicht jeden Tag, auch wenn der Junge vermutlich ein Kind wie alle anderen sein wird, gesund, lebhaft, aber nichts Außergewöhnliches. Er wird seine Studien erfolgreich hinter sich bringen und dann die Diplomatenlaufbahn ergreifen. Schon aus diesem Grunde sollte er einen Namen bekommen, der einerseits hebräisch ist und andererseits auch Nichtjuden leicht von der Zunge geht. Etwa Raphael.

Nach dem großen niederländischen Maler. Am Ende wird der Schlingel noch Außenminister und dann können sie in den Vereinten Nationen nicht einmal seinen Namen aussprechen. Man muß immer an die höheren Staatsinteressen denken. Ubrigens soll er nicht allzu früh heiraten. Er soll Sport betreiben und an den Olympischen Spielen teilnehmen, wobei es mir vollkommen gleichgültig ist, ob er das Hürdenlaufen gewinnt oder das Diskuswerfen. In dieser Hinsicht bin ich kein Pedant. Und natürlich muß er alle Weltsprachen beherrschen. Und in der Aerodynamik Bescheid wissen. Wenn er sich allerdings mehr für Kernphysik interessiert, dann soll er eben Kernphysik studieren.

Und wenn es ein Mädchen wird? Eigentlich könnte ich jetzt in der Klinik anrufen. Gelassen, mit ruhiger Hand, hob ich den Hörer ab und wählte.



„Nichts Neues“, sagte der Portier. „Wer spricht?“

Ein sonderbar heiserer Unterton in seiner Stimme ließ mich aufhorchen. Ich hatte den Eindruck, als ob er mir etwas verheimlichen wollte. Aber die Verbindung war bereits unterbrochen. Ein wenig nervös durchblätterte ich die Zeitung.

„Geburt einer doppelköpfigen Ziege in Peru.“

Was diese Idioten erfinden, um ihr erbärmliches Blättchen zu füllen! Man müßte alle Journalisten vertilgen.

Im Augenblick habe ich freilich Dringenderes zu tun. Zum Beispiel darf ich meinen Kontakt mit dem Arzt nicht gänzlich einschlafen lassen.

Ich sprang in ein Taxi und fuhr zur Klinik und hatte das Glück, unauffällig Anschluß an eine größere Gesellschaft zu finden, die gerade hineinging.

„Schon wieder Sie?“ bellte der Doktor, als ich ihn endlich gefunden hatte. „Was machen Sie hier?“

„Ich bin zufällig vorbeigekommen und dachte, daß ich mich vielleicht erkundigen könnte, ob es etwas Neues gibt. Gibt es etwas Neues?“

„Ich sagte Ihnen doch, daß Sie erst um

fünf kommen sollen! Oder noch besser: Kommen Sie gar nicht. Wir verständigen Sie telefonisch.“

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Doktor. Ich dachte nur ...“

Er hatte recht. Dieses ewige Hin und her war vollkommen sinnlos und eines normalen Menschen unwürdig. Ich wollte mich nicht auf die gleiche Stufe stellen wie diese kläglichen Gestalten, die sich immer noch bleich und zitternd auf der Bank vor der Portierloge herumdrückten.

Aus purer Neugier nahm ich unter ihnen Platz, um ihr Verhalten vom Blickpunkt des Psychologen aus zu analysieren. Mein Sitznachbar erzählte mir unaufgefordert, daß er der Geburt seines dritten Kindes entgegensehe. Zwei hatte er schon, einen Knaben (3.15 kg) und ein Mädchen (2.70 kg). Andere Bankbenutzer ließen Fotografien herumgehen. Aus Verlegenheit, und wohl auch um den völlig haltlosen Schwächlingen einen kleinen Streich zu spielen, zog ich ein Röntgenbild meiner Frau aus dem achten Monat hervor.

„Süß“, ließen sich einige Stimmen vernehmen. „Wirklich herzig.“

Während ich ein neues Päckchen Ziga-

retten kaufte, beschlich mich das dumpfe Gefühl, etwas Wichtiges vergessen zu haben. Ich fragte den Portier, ob es etwas Neues gäbe. Der ungezogene Lummel machte sich nicht einmal die Mühe einer artikulierten Auskunft. Er schüttelte nur den Kopf. Eigentlich schüttelte er ihn nicht einmal, sondern drehte ihn gelangweilt in eine andere Richtung.

Nach zwei Stunden begab ich mich in das Blumengeschäft auf der gegenüberliegenden Straßenseite, rief von dort aus den Arzt an und erfuhr von einer weiblichen Stimme, daß ich erst am Morgen wieder anrufen sollte. Es war, wie sich auf Befragen erwies, die Telefonistin. So springt man hierzulande mit angesehenen Bürgern um, die das Verbrechen begangen haben, sich um die nächste Generation zu sorgen.

Dann also ins Kino. Der Film handelte von einem jungen Mann, der seinen Vater haßt. Was geht mich dieser Bockmist aus Hollywood an. Außerdem wird es ein Mädchen. Im Unterbewußtsein hatte ich mich längst darauf eingestellt. Ich könnte sogar sagen, daß ich es schon längst gewußt habe. Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, daß sie Archäologin wird, wenn sie nur keinen Piloten heiratet. Nichts da. Unter gar keinen Umständen akzeptiere ich einen Piloten als Schwiegersohn. Um Himmels willen — über kurz oder lang bin ich Großpapa. Wie die Zeit vergeht. Aber warum ist es hier so dunkel? Wo bin ich? Ach ja, im Kino. Zu dumm.

Ich taste mich hinaus. Die kühle Luft erfrischt mich ein wenig. Nicht sehr. Nur ein wenig. Und was jetzt?

Vielleicht sollte ich in der Klinik nachfragen.

Ich erstand zwei große Sträuße billiger Blumen, weil man als Botenjunge eines Blumengeschäftes in jede Klinik Zutritt hat, warf dem Portier ein tonlos geschäftiges „Zimmer 24“ hin und bewerkstelligte unter dem Schutz der Dunkelheit meinen Eintritt.

Um den Mund des Arztes wurden leichte Anzeichen von Schaumbildung bemerkbar.

„Was wollen Sie mit den Blumen. Herr? Stellen Sie sie aufs Eis, Herr! Und wenn Sie nicht verschwinden, lasse ich Sie hinauswerfen!“

Ich versuchte ihm zu erklären, daß es sich bei den Blumen lediglich um eine List gehandelt hätte, die mir den Eintritt in die Klinik ermöglichen sollte.

Natürlich, so fügte ich hinzu, wüßte ich ganz genau, daß noch nichts los war, aber ich dachte, daß vielleicht doch etwas los sein könnte.

Der Doktor sagte etwas offenbar Unfreundliches auf russisch und ließ mich stehen.

Auf der Straße draußen fiel mir plötzlich ein, was ich vorhin vergessen hatte: Ich hatte seit vierundzwanzig Stunden

keine Nahrung zu mir genommen. Rasch nach Hause zu einem kleinen Imbiß. Aber aus irgendwelchen Gründen blieb mir das Essen in der Kehle stecken, und ich mußte mit einigen Gläsern Brandy nachhelfen. Dann schlüpfte ich in den Pyjama und legte mich ins Bett.

Wenn ich nur wüßte, warum sich die Geburt dieses Kindes so lange verzögert?

Wenn ich es wüßte? Ich weiß es. Es werden Zwillinge. Das ist so gut wie sicher. Zwillinge. Auch recht. Da bekommt man alles, was sie brauchen, zu Engrospreisen. Ich werde ihnen eine praktische Erziehung angedeihen lassen. Sie sollen in die Textilbranche gehen und niemals Mangel leiden. Nur dieses entsetzliche Summen in meinem Hinterkopf müßte endlich aufhören. Und das Zimmer dürfte sich nicht länger drehen. Ein finsternes Zimmer, das sich trotzdem dreht, ist etwas sehr Unangenehmes.

Der Portier gibt vor, noch nichts zu wissen. Möge er eines qualvollen Todes sterben, der Verbrecher. Sofort nach der Geburt meiner Tochter rechne ich mit ihm ab. Er wird sich wundern.

Rätselhafterweise sind mir schon wieder die Zigaretten ausgegangen. Wo bekommt man so spät in der Nacht noch Zigaretten? Wahrscheinlich nur in der Klinik.

Ich sauste zur Autobus-Haltestelle, wurde aber von einem Hausbewohner eingeholt, der mich aufmerksam machte, daß ich keine Hosen anhatte.

„Wie überaus dumm und kindisch von mir!“ lachte ich, sauste zurück, um mir die Hosen anzuziehen, und konnte trotzdem nicht aufhören, immer weiter zu lachen. Erst in der Nähe der Klinik erinnerte ich mich an Gott. Im allgemeinen bete ich nicht, aber jetzt kam es mir wie selbstverständlich von den Lippen: „Herr im Himmel, bitte hilf mir nur dieses eine Mal, laß das Mädchen einen Buben sein und wenn möglich einen normalen, nicht um meinetwillen, sondern aus nationalen Gründen, wir brauchen junge, gesunde Pioniere ...“ Nächtliche Passanten gaben mir zu bedenken, daß ich mir eine Erkältung zuziehen würde, wenn ich so lange auf dem Straßenpflaster knie.

Der Portier machte bei meinem Anblick schon von weitem die arrogante Gebärde des halben Kopfschüttelns.

Mit gewaltigem Anlauf warf ich mich gegen das Gittertor, das krachend aufsprang, rollte auf die Milchglastür zu, kam hoch, hörte das Monstrum hinter mir brüllen ... brüll du nur, du Schandfleck des Jahrhunderts ... wer mich jetzt aufzuhalten versucht, ist selbst an seinem Untergang schuld ...

„Doktor! Doktor!“ Meine Stimme hallte schaurig durch den nachtdunklen Korridor. Und da kam auch schon der Arzt herangerast.

„Wenn ich Sie noch einmal hier sehe, lasse ich Sie von der Feuerwehr abholen! Sie sollten sich schämen! Nehmen Sie ein Beruhigungsmittel, wenn Sie hysterisch sind!“

Hysterisch? Ich hysterisch? Der Kerl soll seinem guten Stern danken, daß ich mein Taschenmesser kurz nach der Bar Mizwah verloren habe, sonst würde ich ihm jetzt die Kehle aufschlitzen. Und so etwas nennt sich Arzt. Ein Wegelagerer in weißem Kittel. Ein getarnter Mörder, nichts anderes. Ich werde an

Ben Gurion einen Brief schreiben, den sich die Regierung nicht hinter den Spiegel stecken wird. Und von dieser Bank bei der Portiersloge weiche ich keinen Zoll, ehe man mir nicht mein Kind ausliefert. Hat jemand von den Herren vielleicht eine Zigarette? Beim Portier kann ich keine mehr kaufen, er verfällt in nervöse Zuckungen, wenn er mich nur sieht. Na, wenn schon. Natürlich bin ich aufgeregt. Wer wäre das in meiner Lage nicht. Schließlich ist heute der Geburtstag meines Sohnes. Auch wenn die Halle sich noch so rasend dreht und das Summen in meinem Hinterkopf nicht und nicht aufhören will ... Es geht auf Mitternacht, und noch immer nichts. Wie glücklich ist doch meine Frau, daß ihr diese Aufregung erspart bleibt. Guter Gott — und jetzt haben sie womöglich entdeckt, daß sie gar nicht schwanger ist, sondern nur einen aufgeblähten Magen hat vom vielen Popcorn. Diese Schwindler. Nein, Raphael wird nicht die Diplomatenaufbahn ergreifen. Das Mädel soll Kindergärtnerin werden. Oder ich schicke die beiden in einen Kibbuz. Mein Sohn wird für meine Sünden büßen, ich sehe es kommen. Ich würde ja selbst in einen Kibbuz gehen, um das zu verhindern, aber ich habe keine Zigaretten mehr. Bitte um eine Zigarette, meine Herren, eine letzte Zigarette. Ich müßte meiner Frau den kostbarsten Schmuck kaufen, oder einen Nerz, aber es hat keinen Sinn mehr. Es ist vorüber. Etwas Fürchterliches ist geschehen. Ich spüre es. Mein Instinkt hat mich noch nie betrogen. Das Ende ist da ...

Auf allen vieren schleppte ich mich zur Portiersloge. Ich brachte kein Wort hervor. Ich sah meinen Feind aus flehentlich aufgerissenen Augen an.

„Ja“, sagte er. „Ein Junge.“

„Was?“ sagte ich. „Wo?“

„Ein Junge“, sagte er. „Dreieinhalb Kilo.“

„Wieso“, sagte ich. „Wozu?“

„Hören Sie“, sagte er. „Heißen Sie Ephraim Kishon?“

„Einen Augenblick“, sagte ich. „Ich weiß es nicht genau. Möglich.“

Ich zog meinen Personalausweis heraus und sah nach. Tatsächlich: Es sprach alles dafür, daß ich Ephraim Kishon war. „Bitte“, sagte ich. „Was kann ich für Sie tun, gnädige Frau?“

„Sie haben einen Sohn“, rührte der Portier. „Dreieinhalb Kilo! Einen Sohn! Verstehen Sie! Einen Sohn von dreieinhalb Kilo ...“

Ich schlang meine Arme um ihn und versuchte sein überirdisch schönes Antlitz zu küssen. Der Kampf dauerte eine Weile und endete unentschieden. Dann entrang sich meiner Kehle ein fistelndes Stöhnen. Ich stürzte hinaus.

Natürlich kein Mensch auf der Straße. Gerade jetzt, wo man jemanden brauchen würde, ist niemand da.

Wer hätte gedacht, daß ein Mann meines Alters noch Purzelbäume schlagen kann.

Ein Polizist erschien und warnte mich vor einer Fortsetzung der nächtlichen Ruhestörung. Rasch umarmte ich ihn und küßte ihn auf beide Backen.

„Dreieinhalb Kilo“, brüllte ich ihm ins Ohr. „Dreieinhalb Kilo!“

„Maseltow!“ rief der Polizist. „Gratuliere!“

Und er zeigte mir ein Foto seiner kleinen Tochter.

UNSER „KRIMI“

Tagebuch eines Kidnappers

Jetzt kenne ich das Haus und die Leute schon in- und auswendig. Der alte Weaver bezahlt ein heilloses Geld dafür, daß sie auf seinen Sohn aufpassen. Wenn der wüßte! Wenn das meine Angestellten wären, ich würde sie alle rausschmeißen. Die Gouvernante hat was mit dem Sekretär vom Alten; sie schickt den Jungen in den Garten, um mittags mit ihrem Freund alleinzu bleiben. Der Gärtner nützt jede Gelegenheit aus, um zur Köchin in die Küche zu kommen. Er läßt den Bengel an der Mauer entlang radfahren. Der Chauffeur ist vernarrt in seine Kriminalromane. Meistens, wenn er aufpassen soll, setzt er sich vor der Garage in den Liegestuhl und gibt dem Jungen eine Trillerpfeife mit. Ein Wunder, daß mir noch keiner von den Kollegen zugekommen ist. Ich muß die Ferien ausnützen. Am besten scheint mir die Mittagszeit, wenn der Junge im Garten ist und die Gouvernante mit dem Sekretär auf der Terrasse sitzt.

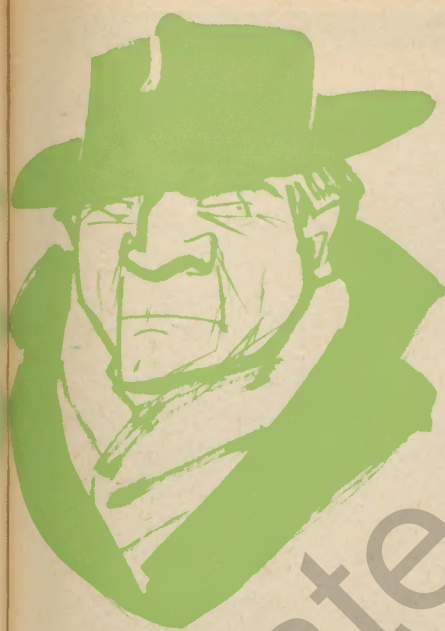
Das war ein Tag! — Ich bin mittags über die kleine Mauer geklettert, niemand hat mich gesehen. Der Junge lag auf der Wiese und pennte. Als er aufwachte, habe ich ein bißchen mit dem Revolver herumgefuchelt, da steht das Bürschchen auf und fragt: „Mister, ist der geladen?“ „Das wirst du gleich merken, wenn du nicht sofort mitkommst“, habe ich gesagt und ihn durch die Hecke über die Mauer bugsiert. Er ist sofort mitgegangen. Nicht mal geschrien oder geheult hat er. — Ich verstehe wirklich nichts von der heutigen Jugend. Wir hätten bestimmt gebrüllt, wenn wir geraubt worden wären. — Im Auto habe ich ihm gesagt, daß er sich vorn vor den Sitz legen soll. Das hat er auch gleich getan. Nach einer Weile hat er gesagt: „Mein Daddy fährt einen Cadillac. Der ist besser gefedert als Ihre Mühle, Mister.“ — „Wenn ich einen Cadillac hätte, brauchte ich nicht kleine Idioten wie dich zu kidnappen“, habe ich geantwortet. Dann blieb er

ruhig. Er wollte zwar mal was sagen, aber da hab' ich ihm eine gelangt. — Jetzt glaube ich doch, daß es falsch war, ein Kind zu nehmen, das schon neun Jahre alt ist. Mit Babys braucht man sich nicht zu unterhalten. —

Kurz bevor wir da waren, fing er dann doch wieder an: „Glauben Sie bloß nicht, daß Sie für mich Lösegeld bekommen“, hat er gesagt. „Die sind alle froh, wenn sie mich los sind. Gestern war ich in der Küche und habe den Backofen aufgemacht, als Louisa das Sufflee drin hatte. Sie hat gesagt, wenn sie mich erwischte, würde sie mich umbringen.“ — Ich weiß nicht, was Sufflee ist, aber daß sie ihn umbringen will, kann ich verstehen, seit ich ihn vier Stunden habe.

Ich habe ihn bei uns in den Keller gesperrt, dann habe ich den Wagen wieder zu Ed gebracht und bin mit der Bahn zurückgekommen. Auf dem Heimweg gab es einen Wolkenbruch. Besser konnte es gar nicht kommen, denn dann sind wirklich alle Spuren weg.

Als ich ins Haus komme, höre ich ihn schon mit Mary reden. Sie sitzen beide in der Küche und essen Culasch. „Bist du wahnsinnig!“ habe ich sie angeschrien und den Jungen die Kellertreppe runterbefördert und eingeschlossen. Gerade zur rechten Zeit, denn es hat geklopft und Tommy ist reingekommen, um sich für Anne Mehl auszuleihen. Diese verdammten, freundlichen Nachbarn! Ich habe Blut und Wasser geschwitzt, daß der Junge schreit. Als Tommy draußen war, hat Mary gesagt: „Reg' dich nicht auf. Ich habe mit Basil ausgemacht, daß er raufkommen darf, wenn er verspricht, daß er nicht schreit!“ Basil! Und er sagt Tante Mary zu ihr! Es ist zum Wahnsinnigwerden! — Ich hab' ihn dann wieder rausgeholt und ihm Papier und Bleistift gegeben und ihm gesagt, daß er jetzt schreiben soll: „Lieber Daddy, ich bin hier bei freundlichen Leuten, die mir nichts tun wollen,



wenn du ihnen schnellstens 5 000 Dollar gibst. Du darfst auf gar keinen Fall die Polizei benachrichtigen, sonst passiert mir was. Du wirst am Donnerstag um acht Uhr früh in der Pförtnerloge angerufen.“ — Die Kinder lernen heutzutage nichts mehr. Er ist neun Jahre alt und hat in dem kurzen Brief achtzehn Fehler gemacht. Außerdem hat er gesagt: „Das wird nicht gehn. Daddy steht nie vor neun Uhr auf. Und neu-lich hat er gesagt, als mir die Stempel-farbe in seinem Büro über irgendeinen Vertrag getropft ist, daß ich mich zum Kuckuck scheren soll.“ „Und was sagt deine Mutter?“ hat Mary gefragt, die sich ja immer in alles reinmischen muß. „Meine Mutter“, hat er geantwortet, „ist jetzt mit einem berühmten Mann aus Hollywood verheiratet. In den Zeitungen steht immer, daß sie erst fünf-undzwanzig ist. Die hat nicht gern einen Sohn von neun Jahren. Der ist es sicher so recht.“ — Die Weiber muß der Teufel im Zorn erfunden haben! Mary hat beinahe geheult und „mein lieber, armer Basil“ zu dem Balg gesagt. Jetzt habe ich ihn gerade wieder in den Keller gesperrt.

„Was schreibst du denn da?“ fragte mich Mary. Und dieses Weib bringt es fertig, daß ich mit einer Decke in den Keller muß, damit „unser Kleiner“ auch nicht friert. Heute war im Milchladen viel Geschäft. Ich bin kaum ins Haus gekommen. Ich darf ja jetzt auch nicht auffallen. Sie dürfen nicht merken, daß bei uns was los ist. Und los ist was bei uns! Das kann man sagen! Der Junge sitzt im Keller und liest Micky-Maus-Hefte, die ihm Mary gekauft hat. Zwischendurch hat er mit Mary aufgeräumt und sie behauptet auch, er hätte Kartoffeln geschält. Mittags habe ich in allen Zeitungen nachgesehen, ob was über ihn drinsteht, habe aber nichts gefunden. „Sind wir drin? Ja, Mister?“ hat das Bürschchen gefragt. Ich wollte ihm eine kleben, aber da war dann gleich Mary dazwischen. Jetzt bekom-

me ich schon mit meiner eigenen Frau wegen dem Kind Krach und dabei hat sie sich das doch ausgedacht. Spät am Abend hat Mary ihn dann wieder aufgeholt, daß er Buffalo Bill sehen kann. Sie hat mit ihm ausgemacht, daß er in die große Wäschekiste kriecht, sobald einer kommt. Es kam dann auch Marys Onkel, der, der gegenüber wohnt. Er hat sich auf die Kiste gesetzt und wir hatten beide Angst, der Junge erstickt uns inzwischen, weil der dicke Kerl da so lange sitzenblieb. Er hat uns nur um zehn Dollar anpumpen wollen. Wir haben sie ihm gegeben, nur um ihn wieder loszuwerden. Der Junge ist und bleibt ein Unglück. Jetzt leihen wir schon Geld an Marys Leute aus — und das alles wegen ihm!

Morgen werde ich seinen Alten anrufen. Da kann unser lieber Basil sich auf den Kopf stellen! „Mister, müssen Sie anrufen?“ — Kann ich nicht noch ein paar Tage dableiben, bitte Mister? — Tante Mary will mich auch behalten. Sie hat es schon gesagt, bestimmt! — Und ich habe hundert Dollar gespart, die gebe ich Ihnen, wenn ich noch hierbleiben darf!“

Jetzt hat sich alles geändert. Heute morgen steht es groß in allen Zeitungen. Der alte Weaver hat zweitausend Dollar Belohnung ausgesetzt, Mary meint auch, daß es besser ist, heute nicht anzurufen. Sie meint, wir sollten acht Tage warten. Bis dahin würde es sicherer. Ich könnte ihn dann irgendwann überraschend anrufen. Jetzt würde doch alles abgehört. —

Mir ist sehr mulmig. Unser Haus ist klein. Es könnte doch mal einer merken, daß der Junge bei uns ist.

Jetzt ist er schon vier Tage da. Bisher ist alles gut gegangen. Aber mir paßt es nicht, daß ich immer nur halbe Portionen zum Essen bekomme, weil Mary sagt, es würde auffallen, wenn sie auf einmal viel mehr einkaufte. Der Junge ißt nicht, er frißt. Ob diese Millionäre ihren Kindern nie was zu essen geben? Ich habe noch nie einen so kleinen Jungen soviel essen sehen. Es geht ihm gut; es könnte ihm gar nicht besser gehen. Und daß er blaß ist, finde ich nicht, aber Mary behauptet, er bekäme nicht genug frische Luft. Sie will, daß wir nachts mit ihm spazierengehen. Nur über meine Leiche! Wenn wir aufkriechen, muß ich dran glauben, nicht Mary! Heute Nacht waren wir mit ihm draußen. Mary und der Junge haben sich kaputt gelacht, daß der gekidnappte Millionärssohn auf dem Rummelplatz Karussell fährt. Mary hat ihm die Haare geschnitten und jetzt würde selbst ich ihn nicht mehr erkennen, wenn ich nicht wüßte, daß er es ist. Wir waren auf dem Kettenkarussell. Mir ist immer noch schlecht, aber Mary und der Junge haben während dieser dämlichen Wirbelei auch noch Bratwürste gegessen. Gut, daß wir so weit in den Vorort auf der anderen Stadtseite gefahren sind, wo uns niemand kennt. Ich konnte mich mal richtig sattessen, aber dann kam das Karussell und ich bin noch viel hungrier als vorher. Und bei Mary kann ich verhungern, der Junge geht immer vor. — Eins muß ich ihm lassen, Mut hat er! Er ist allein auf der Schiffschaukel gewesen und hat einen Überschlag gemacht. Ich weiß nicht, ob ich das mit neun Jahren gekonnt hätte.

Heute ist es geschehen. Basil ist fort. Warum wollte er auch unbedingt mit der U-Bahn fahren? Überall hingen seine Bilder. An der Sperre standen zwei Polizisten. Ich merkte gleich, daß sie uns fixierten. Unser kleiner Basil hat es auch gemerkt. Er ist ein wunderbares Kind! Als er sah, daß sie auf uns schauten, hat er sich von meiner Hand losgerissen und ist auf sie zugestürzt. „Mister, Mister, da ist endlich Polizei!“ hat er geschrien. „Kommen Sie schnell!“ — Und dann hat er ihnen einen Bären aufgebunden, daß ich jetzt noch nicht verstehe, wie sie ihm das glauben konnten. Er hat gesagt, er wäre irgendwo in einem Keller eingesperrt gewesen, hätte dauernd von einem maskierten Mann Schläge bekommen — die Striemen, die er ihnen gezeigt hat, waren vom Rutschen auf der Rummelplatz-Rutschbahn — und irgendwann hätte der Mann vergessen abzuschließen. Er wäre aus dem Haus gerannt, bis er schließlich Mary und mir in die Arme gelaufen wäre. Uns hätte er alles erzählt und wir wären auch gleich mit ihm in die U-Bahn gegangen, um ihn bei der nächsten Polizeiwache abzuliefern.

Seit Mitternacht sind wir auf den Beinen. Bei der Polizei ging alles glatt. Basils Vater ist gekommen, um den Jungen abzuholen. Uns hat er überströmend gedankt und gesagt, daß wir die Belohnung bekommen würden. Beinahe wäre es da noch schief gegangen, denn Basil hat uns ganz frech zugeblinzelt. — Dann kamen die Reporter, die uns fotografieren wollten, aber da haben Mary und ich immer Gesichter geschnitten, damit uns keiner von den Rummelplatzleuten wiedererkennt. Dann sind wir nach Hause gekommen und da waren schon alle Nachbarn auf der Straße, um uns zu gratulieren. Und noch mehr Reporter waren da, aber die haben mich und Mary immer im Milchladen fotografieren wollen, wo wir dann noch die weißen Schürzen anhaben und Mary ihre Haube, und da sehen wir nicht so aus als würden wir mit geraubten Kindern auf den Rummelplatz gehen.

Ich habe mich endlich mal wieder sattessen können. Mary hat geheult. Sie sagt, daß ihr Basil jetzt schon fehlt. Aber ich habe ihr gesagt, daß sich das gibt, wenn wir erst die Belohnung haben.

Abends um acht ist dann das Telefon gegangen und Basil war dran. „Ich wollte euch bloß noch danken, daß ihr mich befreit habt“, hat er gesagt. „Und Daddy hat erlaubt, daß ich euch besuchen darf. Morgen. Und er kommt auch und bringt den Scheck mit!“ Und am Schluß hat dieser freche kleine Bursche noch gesagt: „Mister soll aufpassen!“ Dann hat er eingehängt.

Als ob ich mich verriet!

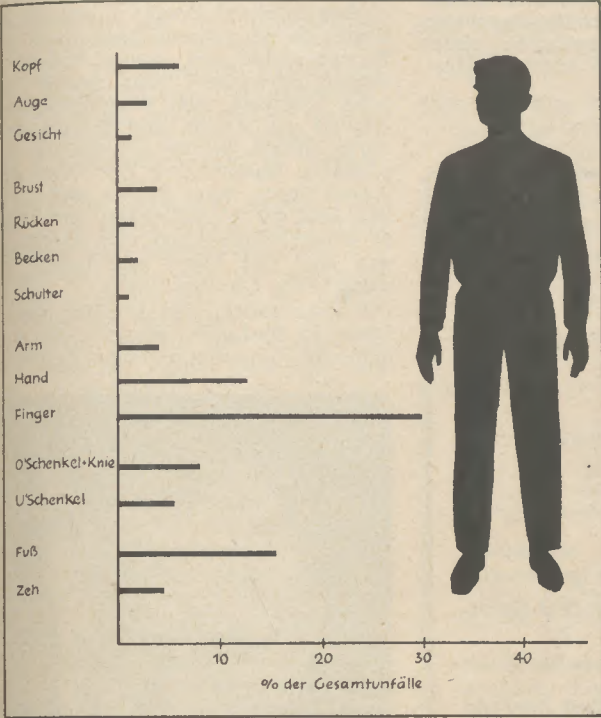
Um neun war Marys Onkel da und wollte hundert Dollar, weil wir jetzt doch die Belohnung bekämen. Den haben wir aber schnell wieder draußen gehabt. Das könnte ihm so passen! Die Belohnung haben wir uns verdient, die wollen wir ganz für uns haben. Wenn ich nur daran denke, daß ich Karussell gefahren bin! Wenn es nicht Basil gewesen wäre! Für einen andern hätte ich das nie getan!

Felix Voss
Rowohlt-Verlag

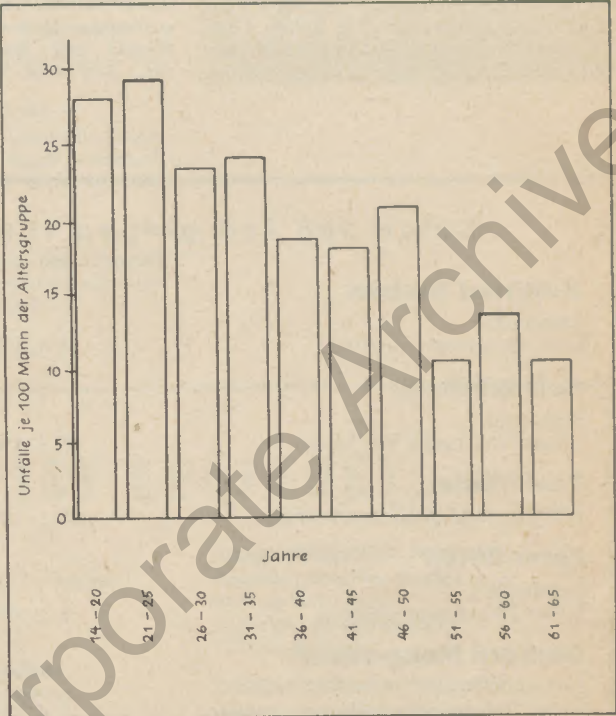


Dieses Bild ist gestellt — und doch ist es grausige Wirklichkeit. Es ist die Ernte, die der Tod in sechs Monaten — sechs kurzen Monaten — auf diesem Teil einer Straße gehalten hat, die von einer europäischen Hauptstadt hinaus aufs Land führt. 35 Personen liegen auf der Straße, verletzt oder tot. Nur die 36., ein kleines Mädchen, blieb unbeschädigt, während ihre Mutter schwerverletzt neben ihr auf dem Boden lag. Die Straße ist kein Feld für falsch verstandenes Heldentum noch für rennfahrerischen Ehrgeiz! Man gefährdet auch den Mitmenschen, Frauen und unschuldige Kinder! Darum tobt euch auf der Autobahn aus, aber wo die Verhältnisse es verlangen, seid vernünftig, fahrt vorsichtig!

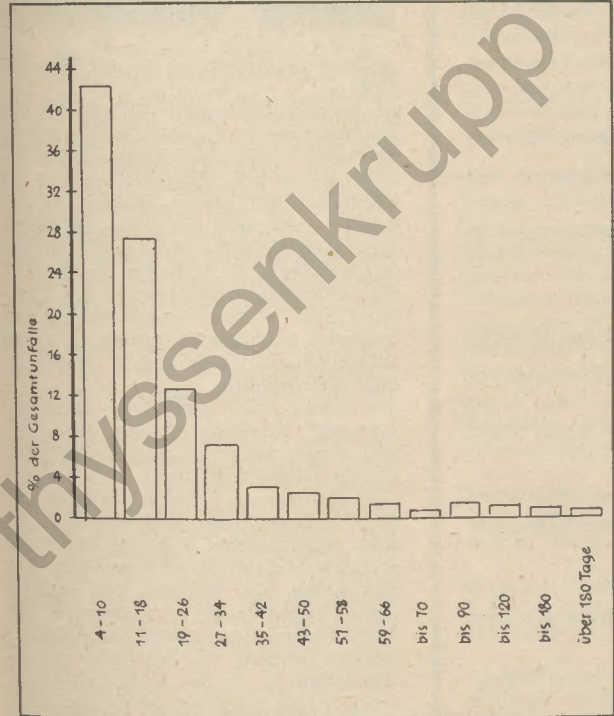
Die Betriebsunfälle in unserm Werk im Jahr 1962



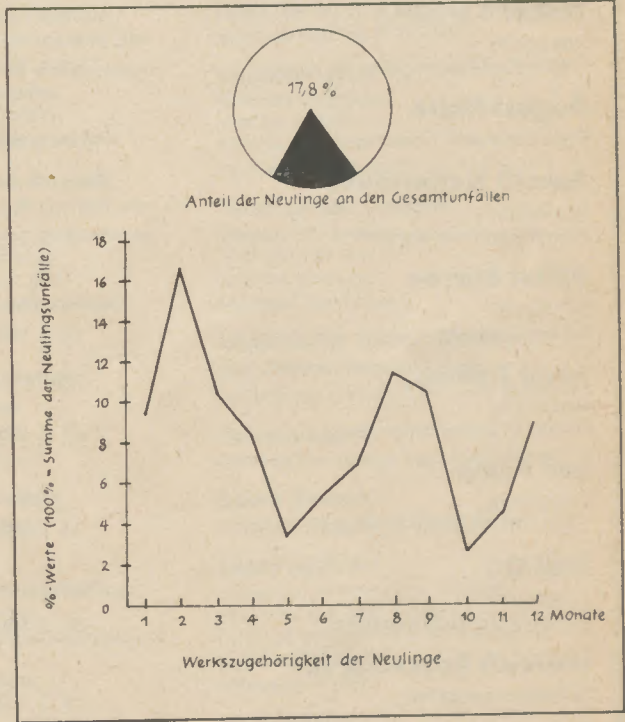
Das Schaubild zeigt die Verteilung der Unfälle auf die einzelnen Körperteile. Finger und Fuß werden am meisten betroffen.



Gliederung der Betriebsunfälle nach dem Alter der Verletzten. Junge Menschen zwischen 21 und 25 Jahren sind am stärksten gefährdet.



Prozentuale Aufteilung der Betriebsunfälle nach Ausfalltagen.



Der Anteil der Neulinge an den gesamten Unfällen ist erschreckend hoch. Besonders zu beachten: Nach fünf, sechs Monaten glaubt der Neuling sich schon eingearbeitet zu haben. Das ist aber ein Irrtum. Die Folge: Ein neuerliches Anwachsen der Unfallhäufigkeit.

John Steinbeck

Im vergangenen Jahr erhielt der 60jährige amerikanische Schriftsteller John Steinbeck aus der Hand des schwedischen Königs den Nobelpreis für Literatur 1962.

John Steinbeck wurde im Jahre 1902 als Sohn eines gebürtigen Iren und einer deutschen Mutter in Salinas in Kalifornien geboren.

Schon als Jugendlicher lernte er das „Harte Brot“ der Armen kennen, ihre Sorgen und Ängste, stillen Wünsche und Hoffnungen.

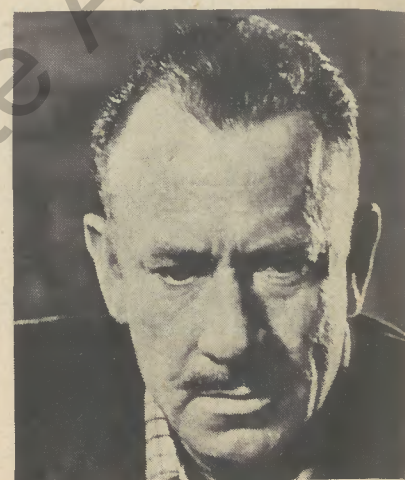
Bevor er sein schriftstellerisches Talent entdeckte, hatte er bereits eine harte Schule und Bewährungsprobe hinter sich. Auf dem Umweg über verschiedene

Beschäftigungen als Fischer, Baumwollpflücker und so weiter wurde er Schriftsteller.

Viele seiner Romane sind Bestseller, sie standen an den Spitzen der Erfolgslisten in Amerika und anderen Ländern. „Jenseits von Eden“ und „Die Früchte des Zorns“ wurden als Buch und Film Welt-erfolge.

Und das Geheimnis seines schriftstellerischen Erfolges? Beruht es auf der lebendigen, humorvollen Darstellung von Begebenheiten und seinem sozialpolitischen Scharfsinn? Stets machte sich John Steinbeck zum Fürsprecher und Anwalt der Armen und Entrechteten, deren soziale Not er aus eigener Anschauung kannte und der Welt vor Augen führte. Seine Werke sind getragen von der Verpflichtung und Liebe zu seinen Mitmenschen, vom Kampf gegen Not und Elend und gegen die menschliche Gleichgültigkeit.

Die Begebenheit, das Ereignis stehen immer im Blickpunkt seiner Werke, angefangen von schockierender Primitivität bis zur Darstellung des Schönen und Guten.



Im Roman „Jenseits von Eden“ — von Steinbeck selbst als sein Hauptwerk bezeichnet — der die weitgespannte Geschichte zweier Ansiedlerfamilien im nördlichen Kalifornien schildert, ist „ungefähr alles, was ich habe, enthalten, gute Stimmungen und schlechte und gute Gedanken, die Lust des Planens und die unbeschreibliche Freude des Schaffens“.

Die Personen dieses Romans sind gute und schlechte Menschen; ihre Ausschweifungen werden nicht beschönigt oder entschuldigt. Ein hartes, packendes, Buch, voller Frische und Vitalität. Obwohl dieser Roman recht umfangreich ist, stockt der Fluß der Erzählung nie.

„Die Früchte des Zorns“ wurden mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet. Sie sind eine einzige Anklage gegen die sozialen Mißstände im amerikanischen Südwesten. Die Farmer, von skrupellosen Unternehmern ausgebeutet und durch Naturkatastrophen heimatlos geworden, ziehen zu Tausenden in unübersehbaren Trecks nach Kalifornien, um sich eine neue Existenz aufzubauen. Aber auch hier geraten sie wieder in neue Not und Verzweiflung.

Werke von John Steinbeck in unserer Bücherei:

Jenseits von Eden, 760 Seiten,
Buch-Nr. 1200/2

Durch den Tod gingen von uns:

Gottfried Gruben

Pensionär
früher Schlosserwerkstatt

28. 1. 1963 Werk Reisholz

Heinrich Barg

Pensionär
früher Elektrische Werkstatt

29. 1. 1963 Werk Reisholz

Paul Mäder

Wieger im Allgemeinen Betrieb

31. 1. 1963 Werk Oberbilk

Peter Dören

Pensionär
früher Rohrschlangenbau

1. 2. 1963 Werk Reisholz

Gerhard Mengwasser

Pensionär
früher Rohradjustage IV

3. 2. 1963 Werk Reisholz

Rudolf Knips

Pensionär
früher Rohradjustage IV

3. 2. 1963 Werk Reisholz

Wilhelm Flucht

Pensionär
früher Reduzierwalzwerk

5. 2. 1963 Werk Reisholz

August Nolte

Revisionsbüro Hammerwerk

9. 2. 1963 Werk Oberbilk

Arnold Nettersheim

Pensionär
früher Hammerwerk

11. 2. 1963 Werk Oberbilk

Viktor Steven

Pensionär
früher Presserei

16. 2. 1963 Werk Reisholz

Josef Thielen

Pensionär
früher Rohrkaltzieherei

19. 2. 1963 Werk Reisholz

Leo Pomp

Pensionär
früher Elektrische Werkstatt

22. 2. 1963 Werk Oberbilk

Emil Ott

Pensionär
früher Rohrwerktransport

28. 2. 1963 Werk Reisholz

Heinrich Kockelkoren

Schlosserwerkstatt

5. 3. 1963 Werk Oberbilk

Theodor Heisterkamp

Pensionär
früher Meister in der Presserei

7. 3. 1963 Werk Reisholz

Die Früchte des Zorns, 675 Seiten,
Buch-Nr. 1200/2
Die Straße der Olsardinen, 235 Seit.,
Buch-Nr. 1200/1
Wonniger Donnerstag, 346 Seiten,
Buch-Nr. 1200

„damals war es Friedrich“

von Hans Peter Richter

Ausgezeichnet mit dem Jugendbuchpreis des Sebaldis-Verlages, 1962.

In diesem Titel erschließt sich uns ein Stück deutscher Geschichte aus den Jahren 1925—1942, das große Leid und die seelische Not des kleinen Friedrich zur Zeit der Judenverfolgung in Deutschland.

Man kann das Buch nicht gemütlich und bequem in einem Schaukelstuhl lesen, man muß dazu Stellung nehmen.

Knappe Dialoge, eine fast nüchterne Sprache unterstreichen nur die Glaubwürdigkeit der Handlung.

Skizzenhaft entwirft der Schriftsteller das Leben der Familie Schneider und läßt uns erschauern vor der Gefühlskälte und dem dämonischen Haß der braunen Horden des 1000jährigen Reiches.

Friedrich, einziger Sohn der jüdischen Familie Schneider, und sein mit ihm im gleichen Hause wohnender Freund sind die Hauptpersonen dieses Romans.

Beide verleben miteinander glückliche Kinderjahre; auch ihre Eltern sind sich im Laufe der Zeit so nahe gekommen, daß sie so etwas wie das Band einer Freundschaft zwischen sich verspüren.

Doch die Zeit der ungetrübten Freude ist bald vorbei. Immer mehr wird es offenbar, daß der Staat den Juden gegenüber feindlich eingestellt ist. Durch ein Verordnungsgesetz, das alle jüdischen Kinder von deutschen Schulen entfernen läßt, werden die beiden Freunde voneinander getrennt.

Eine Zeit der Verfolgung und Not beginnt für die Familie Schneider. Friedrichs Vater wird arbeitslos. Die Reichskristallnacht bricht an. Sämtliches Inventar der Schneiderschen Wohnung fällt dem grenzenlosen Haß gegen die Juden zum Opfer. Friedrichs Mutter stirbt an den Folgen der Aufregung. Die Freundschaftsfamilie sieht sich vor das Problem gestellt, entweder dem Staat zu gehorchen, und damit die Familie Schneider zu verraten, oder nach ihrem Gewissen zu handeln und den Freund zu unterstützen.

Wenig später werden Friedrichs Vater und ein in seiner Wohnung versteckt gehaltener Rabbiner verhaftet und abgeführt.

Friedrich selbst konnte der Verhaftung entgehen. Er lebt nun tagelang in Angst und Schrecken draußen vor der Stadt in einer Höhle. Völlig verdreckt und fast verhungert schleicht er sich einige Tage später in das Haus seines Freundes und wird dort wieder mit dem Nötigsten versorgt. Doch ein Bombenangriff zwingt die Familie, den Luftschutzbunker aufzusuchen. Friedrich wird brutal der Eintritt verwehrt. Als die Eltern den Bunker verlassen, finden sie Friedrich im Vorgarten ihres Hauses auf einer Bank. ... tot.

Ein zeitgeschichtliches Buch ohne Resentiments und Sentimentalität.

„damals war es Friedrich“ von Hans Peter Richter, 160 Seiten, Buch-Nr. 1616 in unserer Bücherei.

H. Stumpf

Mit Wirkung vom 1. März 1963 wurde folgenden Herren Handlungsvollmacht erteilt:

Herr **Heinrich Rubel**

Leiter der Verkaufsgruppe Röhren der Hauptabteilung Absatzwirtschaft

Herr **Anton Maar**

Leiter der Sozialabteilung innerhalb der Hauptabteilung Sozialwesen

Herr **Dipl.-Kfm. Werner Kaldewey**

Leiter der Organisation und Revision

Herr **Dipl.-Kfm. Franz Forst**

Leiter der Abteilung Rechnungskontrolle und Sonderfragen innerhalb der Hauptabteilung Finanz- und Rechnungswesen

Herr **Gerd Glaser**

Leiter der Verkaufsgruppe Oberbillerzeugnisse innerhalb der Hauptabteilung Absatzwirtschaft

Wichtiges mit wenig Worten

ES IST GEÖFFNET...

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Lohnbuchhaltung Reisholz

montags bis freitags 13.00 bis 15.00 Uhr

Am Lohnzahlungstag und am Werktag
davor **ganztägig geschlossen**,
am ersten Werktag nach dem
Lohnzahlungstag **ganztägig geöffnet**

die Lohnbuchhaltung Oberbilk

montags bis freitags 13.00 bis 15.00 Uhr

Am Lohnzahlungstag und am Werktag
davor **ganztägig geschlossen**,
am ersten Werktag nach dem
Lohnzahlungstag **ganztägig geöffnet**

Sozialabteilung

und Grundstücksverwaltung

täglich, außer mittwochs,
von 10.30 bis 15.30 Uhr;
mittwochs geschlossen

Sozialabteilung Oberbilk

dienstags und donnerstags
12.00 bis 16.00 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

mittwochs 13.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 11.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.45 bis 16.40 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Verbandstube 2

montags bis freitags
7.45 bis 12.00 Uhr
12.45 bis 16.40 Uhr
samstags geschlossen

Verbandstube Oberbilk

montags bis freitags
7.40 bis 12.30 Uhr
13.00 bis 16.40 Uhr
samstags geschlossen

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.45 bis 16.40 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

dienstags 10.00 bis 18.10 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags, freitags
14.00 und 16.40 Uhr Einlaß
donnerstags auch nach Voranmeldung
11.00 und 18.10 Uhr
freitags 18.10 Uhr

die Tankstelle

montags, mittwochs, freitags
6.00 bis 7.40 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

Wissenswertes und Wikiges

**Wer nicht auf guten Ratschlag hört,
dem werde einfach zugekehrt
die Seite, welche wir benützen
um drauf zu liegen, drauf zu sitzen.**

Busch



In der Werkzeugzeitung eines großen Unternehmens der amerikanischen Industrie beklagte sich der Betriebsratvorsitzende in einer kurzen Notiz darüber, daß er mit allem möglichen Unsinn belästigt würde. So wäre kürzlich eine junge Arbeiterin gekommen und hätte ihn gefragt, was sie tun müsse, um zum Film zu kommen.

Die Redaktion der Werkzeitschrift wollte zu gern herausbekommen, was der Betriebsratvorsitzende dem jungen Mädchen geantwortet hatte, ging also hin und fragte sie.

„Er hat gesagt: Lassen Sie sich eine neue Frisur nachen, lernen Sie richtig



gehen, ziehen Sie sich attraktiv an — und Sie werden im Handumdrehen verheiratet sein, sechs Kinder haben und nicht mehr an soldien Unsinn denken.“



Man soll die deutsche Sprache nicht mißhandeln. Wer den folgenden Satz, der in einem Forschungsbericht des Landes Nordrhein-Westfalen steht, nach einmaligem Durchlesen begriffen hat, darf sich als Intelligenzwunder bezeichnen. Hier ist der Satz, wörtlich:

Ziel der Untersuchung war die Klärung der Voraussetzungen im Rahmen der Kostenarten- und Kostenstellenrechnung für eine verursachungsgerechte Verrechnung industrieller Vertriebskosten in Abkehr von der Zuschlagskalkulation sowie die Klärung methodischer Grundsatzfragen über die Möglichkeit der Einbeziehung des industriellen Vertriebs in Kosten- und Leistungsvergleiche von Industriebetrieben.



Eine Firma in Stockholm hatte am Schwarzen Brett ihre Angestellten ge-



fragt: „Was können wir tun, damit alle Mitarbeiter beim Klingelzeichen immer pünktlich an ihrem Arbeitsplatz sind?“ — Jemand schrieb am nächsten Tag darunter: „Lassen Sie den letzten, der kommt, klingeln!“



Welches ist der Unterschied zwischen Arbeit und Freizeit? Freizeit strengt mehr an, aber Arbeit wird bezahlt. Über dem Ausgangstor einer amerikanischen Fabrik war an einem Freitag zu lesen:

Wir wünschen der Belegschaft ein frohes Wochenende und hoffen, daß Sie unser Werk am Montag genauso ausgeruht betreten, wie Sie es heute verlassen.



Geburtsanzeigen
Einige Vorschläge für phantasielose Väter:

Hauptmann der Bundeswehr:
Tagesbefehl: Franz-Josef planmäßig eingetroffen. Maße entsprechend der HDV für Neugeborene. Erziehungsplan liegt bis zum nächsten Ersten vor. Befehlsausgabe für Säugling und Erziehungspersonal findet in 8 Tagen statt. Zum Antreten der Verwandten zur Taufe ergeht Sonderbefehl. Großer Dienstanzug. Hose in denselben.

Buchhändler:
Unsere neue Miniaturausgabe, ganz in Leinen gebunden, ist da. Sie verspricht ein Bestseller zu werden. Bei Erscheinen der zweiten Auflage werden wir Sie wieder benachrichtigen.

Beamter:
Unsere Karin Ursula / unser Fridolin Peter / ist soeben / heute / gestern / angekommen. Vater / Mutter / Sohn / Tochter / befindet sich wohlauf. Näheres im Amtsblatt. Unzutreffendes streichen.

Gangster:
Ein Al Capönchen hat das Licht der Halbwelt erblickt.

In einer Mailänder Zeitung stand folgendes Inserat:
Großer Industriebetrieb sucht Betriebschlosser. Gute Bezahlung und 286 weibliche Kollegen.



Eine Eisbärmutter ging einmal mit ihrem Eisbärjungen über den Nordpol. Es war Nacht, Schneesturm und 40 Grad Kälte. Da sagte das Eisbärjunge: „Vererbung hin, Vererbung her — ich friere!“

An diese Geschichte mußte man denken, als in den kalten Monaten des vergangenen Winters auch den sonst kümmergewöhnten Möven von Düsseldorf die Sache zu arg wurde. Daunenfedern hin, Daunenfedern her — sie froren. Bei der Futtersuche am Tag machten sie sich noch Bewegung, das ging hin. Aber in den Nächten war es ungemeinlich. So mieteten sie sich als Schlafgäste in unserem Oberbilker Werk ein. Aus den Dachluken des Thomaswerks strömte — naja, vielleicht keine besonders gute, aber warme Luft. Dort ließen sie sich des Abends nieder, zu Hunderten, ja, es werden über tausend gewesen sein. Der warme Schlafplatz wurde ihnen gern gegönnt.



Ein Mann, der als Geschworener aufgerufen wurde, suchte um Befreiung nach mit der Begründung, er sei auf seinem Arbeitsplatz völlig unentbehrlich. Der Richter wollte wissen, ob denn niemand sonst seine Maschine bedienen



kann. Auf die Antwort des Mannes hin genehmigte der Richter den Antrag. Die Antwort lautete: Natürlich kann auch ein anderer die Maschine bedienen. Aber das braucht der Chef nicht zu wissen.



**Ach, der Tugend schöne Werke,
gerne möcht' ich sie erwischen,
doch ich merke, doch ich merke,
immer kommt mir was dazuwischen.**

Busch